

Nr. 1808
Landung auf Lafayette
von Susan Schwartz

In direkter Nachbarschaft der Erde ist eine fremde Kultur aufgetaucht—and zwar auf Trokan, dem “zweiten Mars”. Im Schutze eines Zeitrafferfeldes, das 250 Millionen Jahre in nicht einmal 70 Real_Jahren ablaufen ließ, entwickelte sich die Zivilisation der Herreach. Diese kämpft nun um ihr Überleben.

Dabei ist die Situation im Jahr 1288 Neuer Galaktischer Zeitrechnung angespannt genug. Die Arkoniden haben alte Träume wiederbelebt und ihr Kristallimperium etabliert Seit Jahrzehnten herrscht Mißtrauen zwischen den großen Machtblöcken der Milchstraße.

Perry Rhodan ist einer der wenigen, von denen sich Milliarden Intelligenzwesen in der Galaxis einen Ausweg aus der Krise erhoffen. Mit seinen unsterblichen Freunden hat sich der Terraner aus der Politik zurückgezogen und das geheimnisvolle Projekt Camelot aufgebaut. In Begleitung von Reginald Bull und Alaska Saedelaere landet der Terraner auf Trokan—and verschwindet.

An ihrer Stelle taucht ein fremdes Wesen namens Kummerog auf, das eine unheilvolle Aktivität entfaltet. Und auf einer abgelegenen Sumpfwelt beginnt eine merkwürdige Invasion—with der LANDUNG AUF LAFAYETTE ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Joseph Broussard jr.—Der ehemalige Beausoleil will seine alten Tage in Ruhe verbringen.

Pope—Ein geistig etwas zurückgebliebener Lafayette_Bewohner.

Anja Shriver—Xeno_Biologin und Leiterin der Forschungsstation Camp Mirage.

Fran Durst_Auf der Sumpfwelt ist sie so gut wie unentbehrlich.

Aaron Cremer—Kommandant einer LFT_Kampfeinheit.

1.
Camp Mirage:
Ein friedlicher Tag

“Guten Morgen, mein lieber Joseph”, begrüßte Joseph Broussard jr. sich selbst, als der erste Sonnenstrahl sein Gesicht traf. Er nieste kräftig, rieb sich die Augen und richtete sich auf.

“Ich hoffe, du hast gut geschlafen”, führte er das Selbstgespräch fort und antwortete auch sogleich: “Danke, diese Nacht war sehr gut. Ich bin nur zweimal aufgewacht, und ich habe nur einmal geträumt.”

Er stand auf, streckte sich und gähnte herhaft. Ein Ritual, das er jeden Morgen wiederholte. Damit brachte er nicht nur den Schlaf aus den Gliedern, sondern auch die Alpträume aus seiner Erinnerung.

Inzwischen hatte er gelernt, den permanenten Druck auf die Schläfen sowie die Alpträume zu akzeptieren und damit zu leben. Er hatte einige “Zauber sprüche” gelernt, die er sich stets vorsagte, wenn er in der Nacht erwachte, und zwar so lange, bis er wieder eingeschlafen war.

Doch wenn die Sonne aufging, zogen sich alle Nachtschatten ängstlich in die finsternen Ecken zurück. Joseph freute sich über jeden neuen Tag, der auf Lafayette anbrach.

Sein heiteres Gemüt hielt sich nicht lange an düsteren Gedanken fest, schon gar nicht bei Sonnenschein und Wärme. Die feuchte, schweißtreibende Hitze, die aus den Sümpfen und den Dschungeln zur Siedlung empordampfte, störte ihn ebensowenig wie die riesigen Mückenschwärme, die Camp Mirage in der Abenddämmerung regelmäßig heimsuchten.

Joseph lebte nicht direkt im Camp, sondern in einem einfachen kleinen Baumhaus etwas abseits—damit er die Stimmen des Dschungels besser hören könne, wie er seinerzeit den anderen gegenüber deutlich gemacht hatte.

Die Xeno_Biologin Anja Shriver, die Leiterin der Forschungsstation, hatte es ihm verbieten wollen.

“Du hattest einen sehr schweren Unfall mit Langzeitfolgen. Du brauchst weiterhin ärztliche Betreuung”, hatte sie versucht, ihm zu erklären.

“Es ist alles gut verheilt”, hatte Joseph Broussard jr. erwidert. “Und gegen die Alpträume kann mir nur Lafayette, meine Heimat, helfen. Die ... Probleme bleiben mir den Rest meines Lebens erhalten, weil es keine Heilmittel dagegen gibt. Das hast du mir selbst gesagt, Anja. Das stimmt doch, oder?”

“Ja, das habe ich dir gesagt. Aber es könnte gefährlich werden ...”

“Gefährlich ist nur das Tier in uns”, hatte der ehemalige Beausoleil gemurmelt. Damit war die Diskussion beendet.

Anja Shriver hätte als Leiterin der Station selbstverständlich ihre Autorität einsetzen können, aber das hätte nichts gebracht. Sie wußte genau, daß Joseph zu nichts gezwungen werden konnte. Es war besser, ihn dort leben zu lassen, wo er wollte, und ihm den entsprechenden Schutz zur Verfügung zu stellen.

Nach einigen Zeit hatte sie zugeben müssen, daß es Joseph in seiner einsamen kleinen Bleibe tatsächlich gutging. Nachdem er anfangs zurückhaltend und schweigsam gewesen war, blühte er nun richtiggehend auf.

Lafayette war seine Heimat, nirgends konnte er sich wohler fühlen als mitten in der feuchtdampfenden Wildnis. Jemand wie Anja Shriver, die nicht hier geboren war, konnte das kaum verstehen.

*

Nachdem er sich geduscht und angezogen hatte, streckte Joseph Broussard jr. den Kopf zu dem einzigen Fenster seines Wohnzimmers hinaus, dessen Scheiben niemals eingesetzt worden waren.

“Peps!” rief er. “He, Pepe!”

Ein seltsamer Grunzlaut erklang, und gleich darauf hob sich ein mit schwarzer Wolle bedeckter Kopf. Zwei dunkle Augen blinzelten Joseph verschlafen an.

“Du hast schon wieder draußen geschlafen!” sagte Joseph vorwurfsvoll. “Ich habe dir doch schon mindestens zehnmal gesagt, daß die Schaukel auf der Veranda kein Schlafplatz ist!”

“Drin ist’s mir zu heiß, und du weißt doch, daß ich keine Wände um mich herum mag”, murmelte Pepe, streckte sich im Liegen und stand behäbig auf.

Er mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, war 1,92 Meter groß, dünn und schlaksig. Sein schmales Gesicht wurde von einer langen, geraden Nase und zwei dunklen, stets ein wenig fragend blickenden Augen beherrscht.

“Draußen ist’s genauso heiß, und ich mag’s nun mal nicht, daß du dich einfach im Freien wie ein Tier zusammenrollst. Du bist kein Dschungelkind mehr, wie oft soll ich dir das denn noch sagen!” brummte der ehemalige Beausoleil.

Peps grinste ihn mit leicht vorstehenden Oberzähnen unschuldig an.

“Ja, Jop, ich hab’s mir ja auch gemerkt”, versicherte er treuherzig. “Aber du schnarchst zum Steinerweichen, und das halt’ ich einfach nicht aus, außer hier draußen, wo die Nacht lauter ist.”

Da mußte Joseph doch lachen. Er schob den Jungen auf die Naßzelle zu, die sich hinter einer jämmerlich quietschenden Tür neben dem Abteil befand, das man kühn als Küche bezeichnen mochte. Joseph hätte am liebsten alles ganz einfach und natürlich belassen, aber Anja Shriver hatte darauf bestanden, daß wenigstens auf die Hygiene geachtet wurde.

Anfangs hatte Joseph sich dagegen gesträubt, mit dem Argument, er sei schließlich auf Lafayette geboren und damit gegen alles resistent. Die Xeno_Biologin hatte dem heftig widersprochen und darauf hingewiesen, daß sie niemanden, der nicht sauber gewaschen und gekleidet sei, beschäftigen würde. Das letztere Argument saß, denn Joseph wollte seine Arbeit nicht verlieren. Also gab er nach, und daher bot der relativ moderne Hygieneraum einen krassen Gegensatz zu dem Rest der Einrichtung in der Hütte.

Joseph hatte sich einfach, aber gemütlich eingerichtet; man hatte das Gefühl, mitten in einem Baum in der freien Natur zu leben und trotzdem von einem gewissen Schutz umgeben zu sein. Dieser Schutz war

natürlich nur moralischer Natur, denn die Eingangstür bestand aus einfachen Brettern und stand meist offen—unvorstellbar für die Wissenschaftler im Camp Mirage. Aber Joseph war nie von einem Tier angegriffen worden.

“Warum muß ich da schon wieder rein?” wollte Pepe wissen.

“Das mußt du täglich, wie du weißt, und manchmal gehst du freiwillig und manchmal nicht, und das geht mir langsam auf die Nerven”, knurrte Joseph. “Anja Shriver ist die Chefin, und sie hat angeordnet, daß wir uns jeden Tag waschen und sauber anziehen müssen. Das habe ich dir genau erklärt, gleich am ersten Tag, als du aufgetaucht bist.”

Der junge Lafayetter war im Mai 1285 im Camp erschienen und gleich geblieben. Woher und weshalb er gekommen war, hatte sich nie aufgeklärt. Pepe war geistig zurückgeblieben, er besaß den Verstand und das Gemüt eines Zehnjährigen. Anfangs hatte man versucht, etwas über seine Vergangenheit zu erfahren, aber Pepe gab niemals etwas preis, nicht einmal seinem besten Freund Joseph.

Joseph Broussard brachte Anja Shriver stets dann ins Spiel, wenn Pepe etwas tun sollte, das er nicht wollte. Er wußte, daß Pepe die Xeno_Biologin anbetete, sie war seine große und heimliche Liebe, und für sie würde er alles tun.

Als Pepe nach einiger Zeit wieder auf der Veranda erschien, wo Joseph auf ihn wartete, sah er recht manierlich aus. Er hatte es sogar geschafft, die widerspenstige Wolle auf seinem Kopf einigermaßen zu ordnen.

“Nun?” strahlte er.

Der ehemalige Beausoleil nickte anerkennend. “Jetzt können wir los.”

“Müssen wir gleich ins Camp, oder gehen wir erst frühstücksen?”

“Erst frühstücksen. Fran wartet bestimmt schon auf uns.”

Während Joseph die normalen energetischen Verbindungsbahnen benutzte, hangelte Pepe sich die meiste Zeit an den Ästen zwischen den Baumwipfeln entlang. In dieser Höhe, zwischen den Lianen und Ästen, verlor der Junge jegliche Unbeholfenheit und Schlaksigkeit, er bewegte sich völlig sicher.

Wo immer er aufgewachsen sein möchte, er fand sich mühelos in der Natur zurecht und fühlte sich glücklich in der Wildnis. Niemand konnte den Jungen besser verstehen als der ehemalige Beausoleil.

*

“So, seid ihr auch endlich da!” erklang Fran Durets grollende Stimme, als die beiden bei ihr eintrafen.

Sie war eine geborene Lafayetterin, die sich um die alltäglichen Dinge im Camp kümmerte. Die Frau ging auf die 160 zu, hatte graues Haar und graue Augen, die manchmal vergnügt blinzelten, und einen großmütterlichen Ausdruck im Gesicht. Sie war einsiebzig groß und wog etwa zweihundert Pfund, konnte sich jedoch trotz der Körpermasse und dem fortgeschrittenen Alter schnell bewegen. Fran war keineswegs kurzatmig, ihre etwas rauhe Stimme beeindruckend voluminos. Sie umgab sich gern mit einer Aura von Grobheit, aber das nahm niemand besonders ernst. Im Camp war sie unentbehrlich, sie behielt stets die Übersicht und einen kühlen Kopf.

Fran Duret hatte Joseph Broussard und Pepe in ihr großes Herz geschlossen. Sie hatte den ehemaligen Beausoleil bereits als „jungen Mann“ gekannt, bevor er Lafayette verlassen hatte, und sie hatte seine Abenteuer und die der Beausoleils aufmerksam in den Medien mitverfolgt.

Nach der Rückkehr von der zweiten Coma_Expedition war es still, um die verwegenen Abenteurer von Lafayette geworden. Viele Veteranen lebten jetzt auf Terra.

Joseph Broussard sowie seine beiden Freunde Michael Doucet und Dewey Balfa hatten als Animateure auf der zu einem gigantischen Spielcasino umfunktionierten BASIS gearbeitet. Sie hatten den Besuchern mehr oder minder wahre und reichhaltig ausgeschmückte Geschichten über die ruhmreiche Vergangenheit der BASIS erzählt, während sie Reisegruppen herumgeführt hatten.

Bei einer gewalttätigen Auseinandersetzung hatte Joseph schwere Kopfverletzungen erlitten, so daß man ihm einen Chip implantieren mußte. Einige ausgefallene Gehirnfunktionen konnten dadurch ersetzt werden,

aber nicht vollständig.

Der BASIS_Veteran würde bis an sein Lebensende unter einem unangenehmen Druck, Gedächtnislücken und den Schwierigkeiten" zwischen Illusion und Realität unterscheiden zu können, zu leiden haben. Er war heute ein wunderlicher, aber liebenswerter Kauz mit einem fast kindlichen Gemüt, worum Fran ihn manchmal beneidete.

Broussard kannte keine Sorgen oder Probleme, er machte sich keine Gedanken über die Zukunft. Für ihn existierten nur die Gegenwart und der Frieden auf Lafayette, wohin er 1270 NGZ nach seiner Genesung zusammen mit den beiden Freunden zurückgekehrt war.

In diese kleine Welt paßte der geistig zurückgebliebene Pepe bestens hinein. Die beiden hatten sich auf Anhieb verstanden, und der alte Hauden sorgte für den Jungen wie ein Vater.

Fran Duret war oft gerührt, wenn sie die beiden kommen sah, ein wenig hilflos, versponnen in ihre eigene Welt und trotzdem glücklich. Es gefiel ihr, sie unter ihre Fittiche zu nehmen. Das Frühstück bei ihr war zur gewohnten täglichen Freude geworden—for jeden Beteiligten.

“Guten Morgen, Fran!” Joseph Broussard küßte sie auf die Wange. “Es duftet schon hervorragend.”

“Es ist alles angebrannt, weil ich so lange auf euch warten mußte”, knurrte die ältere Frau.

“Mir schmeckt’s”, verkündete Pepe schmatzend. Er hatte sich sofort gesetzt und herhaft zugegriffen.

“Eines Tages werde ich dich anständige Manieren lehren, du ungezogener Lümmel!” drohte Fran Duret mit erhobenem Zeigefinger.

Pepe grinste nur, sein großer Adamsapfel am dünnen Hals schlug wahre Kapriolen vor Vergnügen, und er schaufelte sich den nächsten vollen Löffel in den Mund.

Sie seufzte. “Womit habe ich euch verdient?”

Joseph lachte. “Du bist heute ungewöhnlich nervös, Fran. Gibt es etwas Besonderes?”

Fran Duret musterte ihn fast mißtrauisch. Joseph besaß ein außergewöhnlich feinfühliges Gespür für die Stimmungen und Emotionen anderer, und das machte sie wütend. Fran konnte es nicht leiden, durchschaut zu werden.

“Es gibt nichts Besonderes, und ich bin überhaupt nicht nervös”, sagte sie unwirsch. “Iß endlich!”

“Das erinnert mich an einen Tag im Arresum, als ...”, begann Joseph.

“Iß!” befahl Fran mit jener Autorität, die keinen Widerspruch zuließ.

Nur Pepe machte diesen Befehl sofort wieder zunichte. “Ich würde die Geschichte aber sehr gern hören.”

Der Junge konnte stundenlang den Geschichten des BASIS_Veteranen lauschen; es war ihm völlig gleich, daß das meiste Raumfahrgarn war.

Joseph begann sofort, von jenem denkwürdigen Tag zu berichten, und Fran Duret blieb nichts anderes übrig, als ihn gewähren zu lassen. Dabei sah sie immer wieder verstohlen auf ihre Uhr.

Es gab allen Grund, nervös zu sein ...

z.

Camp Mirage

Derselbe Tag: Vorbereitungen

“Bitte sorgt dafür, daß überall peinlichste Ordnung herrscht!” Anja Shriver drehte sich zu ihren Mitarbeitern um. “Es ist ungeheuer wichtig, daß unsere Besucher einen sehr guten Eindruck bekommen. Schließlich hängt alles davon ab!”

“Keine Sorge, das machen wir schon”, versicherte Michael Doucet lässig. “Wir haben schon ganz andere Sachen überstanden. Es gibt keinen Grund zur Nervosität!”

“O doch, den haben wir”, widersprach die mittelgroße, schlanke Xeno_Biologin mit gelassener Stimme. Sie wußte, daß sie sich auf jeden Mitarbeiter dieser Station verlassen konnte. Hier arbeiteten ein

Dutzend terranischer Wissenschaftler und acht Lafayetter als Assistenten, darunter die BASIS_Veteranen, Pepe und Fran Duret, und sie waren alle miteinander ein gut eingespieltes Team.

Zudem hatten sich zwischen der Wissenschaftlerin und dem BASISVeteranen zarte Bande gebildet; wobei allerdings beide viel zu scheu waren, um das offen einzugeben. Michael Doucet war wie Joseph Broussard 128 Jahre alt, sah jedoch bedeutend jünger aus als dieser. Sein Haar zeigte nur einen Ansatz von Grau, seine Haut war abgesehen von den zahlreichen Lachfältchen um die Augenwinkel glatt. Er war sehr erschrocken gewesen, als er seinen Freund, den man heute noch den Cajun nannte, zum ersten Mal nach der Genesung wiedergesehen hatte.

Joseph sah aus wie sein eigener Großvater: Sein langes Haar, das er zumeist im Nacken zusammenband, war ganz grau geworden, sein Gesicht eingefallen und von vielen Falten durchzogen—Furchen des Schmerzes, aber auch Linien seines berühmten charmanten Lächelns, das er trotz allem nicht verloren hatte. Inzwischen hatte Michael sich an die Veränderung gewöhnt und betrachtete den Gleichaltrigen sogar als väterlichen Freund.

So ging es allen auf der Station. Obwohl Joseph Broussard geistig behindert war, wirkte er ausgeglichen, väterlich und manchmal sogar weise. Zwischendurch, wenn er nicht gerade haarsträubendes Raumfahrgarn von sich gab, brachte er erstaunliche Ratschläge und Gedanken hervor, vor allem, wenn es sich um den Gemütszustand eines anderen handelte.

Er hatte beispielsweise längst gemerkt, daß es zwischen Anja Shriver und Michael Doucet Funken gab, und dem Freund gegenüber manchmal leise Andeutungen gemacht, mit einem Augenzwinkern. Michael aber ging nicht darauf ein, er war mehr als doppelt so alt wie die fünfundfünfzigjährige Anja und wollte nicht glauben, daß sie sich für ihn interessieren würde.

Anja war ebenfalls sehr vorsichtig; nach ein paar gescheiterten Beziehungen wollte sie sich nicht wieder in eine emotionale Krise stürzen. Sie wußte, daß Michael Doucet Lafayette nicht mehr verlassen wollte, und sie selbst hatte vor, noch einige Jahre auf dieser wildromantischen Welt zu verbringen. Sie wollte sich voll und ganz auf ihre Arbeit konzentrieren und sich mit ihrem Privatleben viel Zeit lassen.

So tat sich zwischen den beiden nicht viel mehr als gelegentlich gemeinsam verbrachte Abende mit Essen und Unterhaltung, dazu hin und wieder ein verstohлener Blickkontakt tagsüber im Labor.

Dewey Balfa, der dritte BASIS_Veteran, hatte seine Leidenschaft voll aufs Essen verlegt. Er machte mit seinem Gewicht bereits Fran Duret Konkurrenz und war durch die gemeinsame Freude am Essen ein guter Freund der alten Dame. Sie kochten miteinander die verschiedensten Köstlichkeiten, brauteten bei feierlichen Anlässen eine Jolie Blonde und spielten die ganze Nacht hindurch Poker. Wie Fran Duret war Dewey Balfa sozusagen ein "Mädchen für alles", er kümmerte sich um die Organisation und die Verwaltung im Camp.

Entsprechend dieser Position übernahm er auch die Leitung zur Generalüberholung von Camp Mirage, um den hohen Besuch, der bald eintreffen sollte, zu beeindrucken.

*

Lafayette war der vierte von neun Planeten der gelben Sonne Collore, 4000 Lichtjahre in Richtung galaktisches Zentrum von Sol entfernt in einer sterrenarmen Zone gelegen. Die Welt war eine der ersten terranischen Siedlerwelten im ausgehenden 25. Jahrhundert gewesen und wurde noch heute von Terra verwaltet. ‘

Aus unbekannten Gründen war während der ersten Jahre in den Lafayetten die Tradition der schon seit Jahrhunderten nicht mehr existierenden terranischen Cajuns aufgelebt; sie begannen wie die "Sumpfleute" zu denken, führten die antike französische Sprache wieder ein und übernahmen die archaische Folklore mit ihrer Lebenslust und Musik.

Nach dem Sturz von Monos waren viele von ihnen nach Terra zurückgekehrt. Nun, mehr als 130 Jahre danach, fanden sich von den Cajuns nur noch vereinzelte Spuren in den Sumpfgebieten des Südkontinents Bajou. Der mit Nordika bezeichnete Nordkontinent war durch eine völlig versumpfte Landbrücke mit dem

Südkontinent verbunden. Auf Nordika befand sich die Hauptstadt, Swamp City genannt, zusammen mit der Planetenverwaltung.

Die Forschungsstation Camp Mirage war auf Bajou, am Rand der riesigen Sümpfe der Landbrücke, errichtet worden. Flora und Fauna des wilden, üppigen Planeten boten genügend Möglichkeiten, um Wissenschaftler auf viele Jahre hinaus zu beschäftigen.

Das Camp bestand aus neun diskusförmigen Baumhäusern von zehn bis fünfzehn Meter Durchmesser und vier bis sieben Meter Höhe, die fünfzehn Meter über den Erdboden, zwischen fünf und zehn Metern voneinander entfernt in den Kronen der Bäume verankert und durch Energiebahnen miteinander verbunden waren. Die Energie wurde aus einer kleinen subplanetaren Anlage bezogen.

Auf einer trockengelegten Bodenfläche war ein Hangar für zwei Gleiter und einen Shift für wissenschaftliche Zwecke errichtet worden. Dort wurden auch vier wissenschaftlich ausgerüstete, unbewaffnete Roboter "gelagert", die längst ausgerüstet und dem Camp großzügigerweise überlassen worden waren.

Ebenso kläglich und veraltet war, die übrige Ausrüstung der Forschungsstation; das Interesse der LFT richtete sich mehr auf "interessantere" Systeme als auf Lafayette. Die Welt bot keine Besonderheiten, Bodenschätze oder dergleichen, die man ausschöpfen konnte. Entsprechend mager fiel das zur Verfügung gestellte Budget aus sowohl für die Geräte wie auch für die Gehälter.

Glücklicherweise brauchte man auf Camp Mirage nicht viel zum Leben, Abwechslung gab es überhaupt keine. Daher fiel es kaum ins Gewicht, daß sich alle herzlich unterbezahlt fühlten. Wer hier arbeitete, hatte sich den Umständen angepaßt und war nicht sonderlich anspruchsvoll.

Aber Anja Shriver wollte trotzdem eine bessere Entlohnung für alle herausschlagen. Schließlich würden sie Lafayette irgendwann verlassen.

Deshalb war ihre Nervosität nur allzu begreiflich. Es hatte sich eine LFT_Delegation angesagt, um die Forschungsarbeit auf Lafayette genau unter die Lupe zu nehmen. Von deren Urteil hing es ab, ob Mirage weitere Zuschüsse, eine modernere Ausrüstung und eine Anhebung der Gehälter von Terra erhalten würde.

Anja Shriver zweifelte nicht daran, daß die Station in jedem Fall weiter betrieben werden würde; die exotische Flora und Fauna bot genügend Anreiz für Wissenschaftler. Aber es konnte sein, daß die Delegation zu dem Schluß kam, daß die vorhandenen robotischen Einrichtungen allein für die Forschungen genügten.

Wir werden das schon schaffen, dachte die Xeno_Biologin und schüttelte ihre Haare. Sie hatte schulterlanges, glattes blondes Haar, das sie vergeblich im Nacken zusammenzuhalten versuchte. Ständig fielen ihr Strähnen ins Gesicht, was sie stets auf die Palme brachte. Aus Verzweiflung hatte sie ihre Haare einmal eigenhändig ganz kurz geschnitten—and elend verhunzt—and war wochenlang todunglücklich gewesen, weil sie sich nicht mehr in den Spiegel zu schauen traute. Außerdem hielt auch das vereinzelte Strähnchen nicht davon ab, ihr ins Gesicht zu fallen.

"Ich mag deine Haare", erklang Michael Doucets Stimme hinter ihr.

"Da bist du so ziemlich der einzige", versetzte sie und drehte sich lächelnd zu ihm um. "Oder möchtest du mich nur beruhigen?"

"Beides", sagte er. In seinen Augen funkelte kurz freundlicher Spott, bevor er geschäftlich wurde.
"Wann werden die Leute erwartet?"

"Morgen, im Lauf des Tages. Es kann schon in der Frühe sein, deshalb möchte ich kein Risiko eingehen. Georg Zavass gibt uns Bescheid, wenn sie unterwegs hierher sind." Sie hob ihre Hände mit verschränkten Daumen. "Drück uns die Daumen, daß alles gutgeht. Wir brauchen unbedingt mehr Unterstützung." Sie seufzte. "Diese Anbiederung widert mich an, aber wir haben leider keine andere Wahl. Ich hoffe nur, daß die morgen besser sind als die letzten."

Michael Doucet zog ein Tuch aus der Hosentasche und rieb sich den schweißbedeckten Nacken.

"Täusche ich mich, oder wird es jeden Tag heißer?" fragte er.

"Du täuschst dich nicht. Die Klimaanlage spinnt mal wieder. Dieser Punkt steht ziemlich weit oben auf meiner Liste, die schon so lang ist wie der Weg nach Swamp City."

"Das ist ja dann eine ganze Menge, zu der ich noch beliebig viel hinzufügen könnte."

“Anja, meine Teure, stören wir?” ertönte in diesem Moment eine dritte, ein wenig rauhe, jedoch warme und wohlbekannte Stimme.

Joseph Broussard und Pepe waren erschienen.

“Keineswegs.” Über Anja Shivers Gesicht huschte ein helles, fröhliches Lächeln, als Joseph sich galant über ihre Hand beugte und einen Kuß darauf hauchte.

Er vollzog diese keineswegs ernst gemeinte, dennoch nicht weniger charmante Geste nicht jeden Tag, aber es bereitete den beiden jedesmal großes Vergnügen. Aus Erzählungen der beiden anderen BASIS_Veteranen wußte Anja, wie sehr Joseph Broussard stets der Weiblichkeit zugetan gewesen war. Es hieß, er habe sogar eine Unsterbliche betört ...

Pepe beobachtete Joseph aufmerksam, grinste dann unsicher und schlenkerte aufgeregt mit seinen langen, dünnen Armen.

“Ich glaube, wir sind ein bißchen spät”, machte er sich bemerkbar.

“Gibt’s denn was Eiliges?” wollte der grauhaarige Cajun wissen. “Hier herrscht ziemliche Aufregung. Ist mir schon bei Fran aufgefallen.”

“Ja, das stimmt”, gab Anja zu. “Wir erwarten morgen sehr wichtigen Besuch.”

“Darm werden wir beide uns morgen wohl besser nicht sehen lassen.” Joseph schmunzelte, als er die Verlegenheit der Xeno_Biologin bemerkte.

“Was sollen wir heute tun?” ging er darüber hinweg und kam ohne weitere Umschweife zum nächsten Thema.

“Ihr habt bei Becken 3 zu tun”, sagte Anja. “Nehmt Bunny mit.”

Nachdem die beiden Lafayetter gegangen waren, sah Anja fast wütend zu Michael Doucet.

“Es nimmt einen ganz schön mit, wie klar er manche Situationen erfaßt, nicht wahr?” sagte er.

Sie nickte. “Manchmal ist er wie ein kleiner Junge, verspielt und verträumt und scheint kaum zu verstehen, was um ihn herum vorgeht. Und dann wieder durchschaut er uns, als wären wir aus Glas.”

“Mach dir nichts draus. Ich habe mir tatsächlich Gedanken, darüber gemacht, wie wir die beiden morgen am besten aus dem Gesichtskreis unserer Gäste bringen. Joseph ist uns nicht böse deswegen, deshalb hat er den Vorschlag gleich von sich aus geäußert. Du kannst dich darauf verlassen, daß er uns in keine Verlegenheit bringen wird.”

“Es ist nicht leicht, mit ihm und mit Pepe umzugehen”, murmelte sie. “Keiner von uns nimmt die beiden richtig ernst. Dabei können wir uns niemals sicher sein, was in ihnen vorgeht, welches Potential in ihnen steckt.”

“Du denkst zuviel nach. Nimm dir Fran als Beispiel. Sie umhegt uns alle gleichermaßen, als wären wir noch Kinder. Sie macht keine Unterschiede oder hat Vorurteile. Das ist doch meist unser Problem.”

“Die Vorurteile?”

“Ja, sicher.”

Sie lachte. “Das ist wahr. Wenn ich da nur an unseren Besuch morgen denke!”

*

Mit Bunny hatte es seine Besonderheit. Er war ein Roboter, ein eineinhalb Meter großer Zylinder von 65 Zentimeter Durchmesser, mit vier Gelenkarmen am oberen Rand, drei biegsamen Stieläugen, die aus der oberen Anschlußfläche bis 60 Zentimeter ausfahrbar waren und gleichzeitig in verschiedene Richtungen gerichtet werden konnten. Der untere Teil seines Zylinderkörpers konnte in drei Fächern Proben oder sogar Kleintiere beherbergen und mit Sauerstoff versorgen. Er war ebenso wie die ausgemusterten Forschungsroboter ein Uraltmodell, das statt auf dem Schrottplatz im Camp Mirage gelandet war.

Da Anja Shivers Budget nicht für einen Syntron ausgereicht hatte, war Bunny mit einer Positronik ohne Biokomponente ausgestattet worden was Joseph Broussard allerdings bestritt, denn der kleine Roboter gab manchmal merkwürdige Äußerungen von sich und zeigte Verhaltensweisen, die eine Maschine kaum aufweisen

würde. Den merkwürdigen Namen verdankte der Roboter seinem veralteten Prallfeld, das häufig ausfiel und aus seinem sonst ruhigen Dahingleiten groteske Häschen sprünge machte.

Es war gar keine Frage, daß Bunny dem Team Broussard zugeteilt wurde. Zu dritt streiften sie in den Sümpfen umher, sammelten Proben, beobachteten den Weg markierter Amphibiengeschöpfe, Baumbewohner und Vögel oder kümmerten sich um Forschungsobjekte, die in den verschiedenen Becken beim Camp gehalten oder gesund gepflegt wurden. Es spielte keine Rolle, daß die drei keinen besonderen Wert auf bestimmte Arbeitszeiten legten und manchmal gar vergaßen, weshalb sie eigentlich in die Sümpfe geschickt worden waren.

Die beiden Menschen liebten ihre Welt, sie waren in der grünen Hölle des Dschungels zu Hause und störten sich weder an der schweißtreibenden Hitze noch an den unterschiedlichen, nicht unbedingt angenehmen Gerüchen, den Stechmücken oder dem Geschrei der Baumbewohner—leuchtend gefärbten Vögeln und Säugetieren.

*

“Meinst du, daß ich das auch mal lernen und damit Anja beeindrucken kann?” stellte Pepe unterwegs eine Frage, die ihn bereits einige Zeit zu beschäftigen schien.

Joseph war längst aufgefallen, daß der Junge seine Arme und Beine noch mehr umherschlenkern ließ als sonst. Sein großer Adamsapfel hüpfte aufgeregt auf und ab, als müßte er dauernd trocken schlucken. Aber er drängte den Jungen nicht; Pepe mußte lernen, mehr aus sich herauszugehen.

“Was möchtest du lernen?” fragte Joseph zurück.

“Na, das, was du da gemacht hast ... dich über ihre Hand gebeugt und so.” Pepe errötete, als Joseph zu ihm hinsah.

“Ach das!” lachte der alte Charmeur. “Ich weiß nicht, ob du das lernen kannst. Das ist eine sehr schwere Kunst! Ich habe selbst viele Jahre dazu gebraucht, um sie so gut zu beherrschen wie heute. Wirklich kunstfertig darin können nur Terraner sein, in denen das Blut der Altvorderen noch kreist.”

“Aber das kreist doch in uns ...”

“Pah, das ist doch schon so lange her! Selbst unsere Jugend heutzutage erinnert sich doch kaum mehr an das wahre Leben der Cajuns, weil es sie schon wieder fortzieht von dieser wunderbaren Welt, die wir doch vorgestern erst erobert haben! Und so werden die alten Künste vergessen! Gräbt man sie schließlich wieder aus, kann es nie wieder so sein wie einst! Nichts als elender Abklatsch!”

“Oh ...”, machte Pepe enttäuscht, der Josephs pathetische Worte nur zum Teil begriff. “Dann bin ich dazu bestimmt viel zu dumm und zu ungeschickt.”

“Na, wir werden sehen, wir werden sehen”, murmelte Joseph weise und klopfte dem Jungen väterlich überlegen auf die schmale Schulter.

Obwohl er selten solche Anwandlungen hatte, gestattete er sich manchmal einen kleinen Scherz auf Pepes Kosten, dem das glücklicherweise entging. Hinterher schämte er sich regelmäßig, denn der Junge konnte schließlich nichts dafür.

“Ich kann dir ja mal Unterricht geben. So viel kann ich dir schon beibringen, daß du Anja beeindrucken kannst.”

“Wirklich?” strahlte Pepe. “Das wäre ja ... nicht, daß du das falsch verstehst, ich will nur ...”

“Ich verstehe dich schon.” Joseph zwinkerte und schwenkte in seiner Stimmung völlig um, als er das vor Eifer fast glühende Gesicht seines Schützlings ansah. Er lachte schallend. “Wer sonst, wenn nicht ich!”

Inzwischen hatten sie das dritte Versuchsbecken erreicht. Hier tummelten sich verschiedene harmlose pflanzenfressende Amphibiengeschöpfe, die verletzt oder verwaist im Sumpf gefunden worden waren. Einige waren kaum größer als ein Frosch und sahen auch so ähnlich aus, andere waren fast einen Meter lange schlanke Wesen mit bizarren Köpfen und sechs Gliedmaßen.

Es hatte sich herausgestellt, daß Pepe sehr gut mit Tieren umgehen konnte, gleich, ob sie zu Lande oder

im Wasser lebten. Joseph behauptete sogar, daß er mit den Tieren sprechen konnte.

Sobald der Junge sich am Rand des so natürlich wie möglich gehaltenen Beckens niederließ, seine Hand über das Wasser hielt und leise seltsame, gutturate Laute ausstieß, kamen viele Tiere an den Rand geschwommen wenngleich auch nicht alle.

Einige große Echsenähnliche mit schroffen, starrschuppigen Panzern, die sich auf einer Sandbank mit halb geöffnetem Schnabelmaul sonnten, rührten sich kaum. Sie ignorierten die Anwesenheit von Menschen und zeigten sich zu stolz, sich von Hand füttern zu lassen. Nachts jedoch, wenn sie keiner mehr beobachtete, machten sie sich dann über die Reste her, die die kleineren Mitbewohner des Beckens nicht vertilgen wollten oder konnten.

Joseph beobachtete Pepe eine Weile, wie er sich liebevoll mit den Tieren beschäftigte, ihnen kleine Leckereien aus Algertang und Keksen aus einem Eimer zusteckte, den Bunny gebracht hatte, und mit ihnen redete, als wären sie Menschen.

Der Roboter beschäftigte sich damit, das Becken zu säubern und die Exkreme der Forschungsobjekte einzusammeln.

Joseph, der wie Pepe die Tiere sehr schnell voneinander zu unterscheiden lernte, kümmerte sich um die besonders bedürftigen "Pflegekinder": Opfer von Fleischfressern, die im letzten Moment entkommen waren, oder von Rivalenkämpfen. Dabei ließ er Bunny Aufzeichnungen machen und kommentierte seine Eindrücke. Tiere einfach nur zu beobachten, ohne die von Michael Doucet angesprochenen stets vorherrschenden Vorurteile, dafür war Joseph Broussard aufgrund seiner Sensibilität und Aufgeschlossenheit anderen gegenüber ausgezeichnet geeignet.

Er brauchte kein Wissenschaftler zu sein, denn er zog keine Schlußfolgerungen. Er zeichnete lediglich auf, was ihm auffiel, sei es noch so unbedeutend, und ebnete den Wissenschaftlern den Weg.

Mittags brachte Dewey Balfa einen kleinen Imbiß in einem Korb vorbei, den sie gemeinsam verzehrten.

"Fran meint, ich soll abnehmen, deshalb muß ich mich bei euch einladen. Sie hat mir nichts gegeben", schmunzelte er und streichelte liebevoll seinen imposanten Bauch.

"Wenn man dich früher gekannt hat, du Bohnenstange, möchte man heute kaum glauben, wen man vor sich hat", grinste der Cajun. "Das faule Leben scheint dir überaus zu bekommen."

"Ich genieße es, nicht mehr ständig auf die Linie achten zu müssen, Joseph. Ich möchte unsere Abenteuer niemals missen. Aber das ist vorbei. Alles hat seine Zeit. Jetzt ist es an der Zeit, den Rest des Lebens in Ruhe zu genießen und von den Erinnerungen zu zehren. Ich fühle mich sehr wohl dabei; Michael auch, wenn ich seinen Worten glauben darf."

"Mir geht es ebenso", stimmte Joseph zu. "Seit ich auf Lafayette bin, fühle ich mich wieder eins mit mir. Wenngleich ich manchmal die tollen Nächte auf der BASIS über Stifterman III, als sie schon ein Casino war, vermisste ..."

"Ach was", unterbrach Dewey. "Das war doch ein großer Mist, den wir da gemacht haben. Wir wurden zur Schau gestellt wie in einem Panoptikum, die *Überlebenden der großen Coma_Expedition* und all so was. Wir fühlten uns nach dem Ende der Expedition so nutzlos, so ziellos, daß wir alles mit uns machen ließen und das Angebot ohne zu zögern angenommen haben. Wir haben uns stolz gefühlt, als wichtige Personen. Ha! Es war peinlich bis zum Erbrechen. Glücklicherweise ist Michael und mir das nach deinem Unfall bewußt geworden. Deswegen war es gar keine Frage für uns, dich nach Hause zu begleiten. Ich bin froh, daß wir das hinter uns haben. Und für dich war's auch besser, alter Freund. Du hattest angefangen, ordentlich über die Stränge zu schlagen."

"Hör dir das an, Pepe! Und da behauptet jeder, ich würde Raumfahrergarn spinnen! Ich war stets solide und habe auf euch aufgepaßt!"

"Und unsere Windeln regelmäßig gewechselt." Dewey Balfa grinste breit und nachsichtig.

*

Am Nachmittag hatten Joseph und Pepe keine Lust mehr, mit der Arbeit fortzufahren. Beide waren inzwischen klatschnaß, sowohl vom Wasser als auch von der Hitze. Bunny war längst im Labor verschwunden, um seine Proben und den Bericht abzuliefern.

Die Tiere waren ebenfalls müde, am Nachmittag waren lähmende Hitze und Feuchtigkeit am schlimmsten, jede Bewegung wurde zur Qual. Die Geräusche von Sumpf und Dschungel waren auf ein Minimum abgesunken, alles war in der Bewegung erstarrt.

Dies waren die friedlichsten Stunden des Tages, zu denen beispielsweise Joseph Broussard gelegentliche Besucher von Terra oder anderen Welten zu Fuß in die Wildnis hinausführte, wenn sie es wünschten. Das war zwar ungeheuer anstrengend, aber immerhin gab es keinerlei Gefahr, auf die geachtet werden mußte. Die Besucher kehrten meistens total erschöpft, aber begeistert und im stolzen Bewußtsein, sich einem solchen Abenteuer gestellt zu haben, wieder ins Camp zurück.

Pepe legte sich am Rand des Beckens nieder, verschränkte die Arme als Kopfstütze unter dem Nacken und schloß die Augen. Keine zwei Sekunden, und er war eingeschlafen.

Der Junge konnte jederzeit und an jedem Ort sofort einschlafen und war ebenso schnell wieder hellwach. Das war ein weiteres Merkmal dafür, daß er lange Zeit in der Wildnis gelebt haben mußte, vielleicht als Sohn eines Jägerpaars, das ein unstetes Nomadendasein führte.

Vieles an Pepe erinnerte an ein Tier: seine Gewandtheit im Klettern, seine Art; sich lautlos zu bewegen, sobald er aus dem Camp herauß waren, sein müheloser Wechsel zwischen Schlaf und Aktivität, seine unbekümmerte Begeisterung bei jeglichem Essen, seine mangelnden Tischmanieren, sein ungeschicktes Verhalten Menschen gegenüber, das im krassen Gegensatz zu seinem Geschick im Umgang mit der Technik stand—and seine rührende Naivität.

Manchmal unternahm der eine oder andere, auch Joseph selbst, den Versuch, mehr aus ihm herauszubekommen: Weshalb hatte er seine Eltern, seine gewohnte Umgebung verlassen und war allein im Camp aufgetaucht?

Aber Pepe tat stets, als könnte er die Fragen nicht verstehen; weder reagierte er erschrocken noch traurig oder verschlossen. Er blieb völlig gleichmäßig, erzählte manchmal ein wenig aus dem Leben im Dschungel, aber nie genug, um sich einen Reim darauf bilden zu lassen.

Für Joseph Broussard war es nicht so einfach mit dem Nickerchen. Er war mehr als hundert Jahre älter, und er fürchtete stets die ersten Traumbilder nach dem Einschlafen. Daher rauchte er meistens vor dem Schlafengehen in einer kleinen Pfeife ein bestimmtes Kraut, das auf Nordika wuchs und eine beruhigende Wirkung zeigte, zugleich die Durchblutung verbesserte und die Atemwege erweiterte. Da Pepe kein Ansprechpartner mehr war, entschloß Joseph sich zu einer Pfeife, um vielleicht ebenfalls ein Nickerchen halten zu können. Außerdem hielt der Rauch die Mückenschwärme wenigstens ein bißchen ab.

*

Während die beiden friedlich schlummerten, herrschte in den verschiedenen Labors und Stationen des Camps ein hektisches Treiben, um auf den wichtigen Besuch vorbereitet zu sein. Keiner wußte so recht, was er von der Delegation halten sollte.

Jeder hoffte natürlich auf ein höheres Budget, um die Einrichtungen zu verbessern. Andererseits aber fühlten sich alle im normalen Ablauf gestört und waren wütend auf ihre eigene Nervosität.

Durch die Hektik fielen die Probleme mit den schlecht laufenden Versorgungssystemen noch mehr auf: Alle liefen in völlig durchschwitzter Kleidung umher, die meisten hatten sich ein Handtuch um den Nacken gelegt, mit denen sie alle paar Minuten die schweißnassen Gesichter abwischten.

“Egal, was dabei herauskommt”, knurrte Anja Shriver, selbst schon völlig durchweicht, > das Budget für die Versorgungssysteme werde ich mit Sicherheit bekommen, und wenn ich sie alle im Dauerlauf hier durchjage. So kann man nicht mehr arbeiten.”

“Du solltest jetzt mal nach draußen gehen”, keuchte ein Lafayetter, der einige Kisten hereinschleppte.

“Da haut es dich glatt um. Ich weiß nicht, wie unsere beiden Käuze das aushalten. Ich habe sie vorhin gesehen; sie liegen direkt am Becken und schnarchen friedlich vor sich hin. Ich bin zwar hier geboren, aber das ist selbst mir zuviel.”

“So ist das eben in der Regenzeit”, sagte sein Kollege gleichmütig; für die örtlichen Verhältnisse ein Riese von Mann, der unermüdlich arbeitete, zu jeder Stunde im selben Tempo, niemals schnell, niemals langsam, wie eine Maschine.

“Aber so muß es nicht hier drin sein”, unterstrich die Xeno_Biologin ihren Entschluß. “Dafür werde ich morgen sorgen, das verspreche ich euch.”

Sie lächelte und fuhr sich zum hundertsten Mal mit dem feuchten Arm über ihr nasses Gesicht. Da der Arm nicht mehr sonderlich sauber war, hinterließ er eine feine graue Spur quer über der Nase und der linken Wange.

Die sonst so widerspenstigen Haarsträhnen klebten an ihren Schläfen, und auf ihrem armlosen, hellgrünen Hemd und der khakifarbenen leichten Hose zeigten sich dunkle Schweißflecken. Sie fuhr mit der Zunge über ihre Lippen, kostete das abgelagerte Salz darauf und seufzte beinahe sehnüchtig.

“Wißt ihr, worauf ich jetzt allergrößte Lust hätte? Auf ein großes, frisches, kühles, schäumendes Glas Bier.”

Dewey Balfas Augen leuchteten auf wie Sterne am frühen Nachthimmel. “Das ist die Idee”, murmelte er und machte, daß er zu Fran Duret kam.

Bei Einbruch der Dämmerung meldete Dewey Balfa, daß bei Fran Duret alles gerichtet sei. Ein paar kalte Platten, Salate und natürlich das ersehnte kühle Bier—frisch aus dem Faß, das extra aus Fran Durets geheimem Kellerlager geholt worden war. Das ließen sich die Frauen und Männer nicht zweimal sagen. Sie elten zu ihren Unterkünften, um zu duschen und trockene Kleidung anzuziehen.

Eine knappe Stunde später hatten sich alle bereits eingefunden. Fran Duret hatte seinerzeit bei Errichtung des Camps einen großen Platz bei ihrer Unterkunft anlegen lassen, mit Holztischen, Stühlen und Bänken, wo gegrillt und gefeiert werden konnte.

An jenem Abend machten die Menschen den Tieren im Dschungel Konkurrenz: Sie sangen nach Herzenslust zu den Klängen, die Joseph und Pepe ihren Fiedeln entlockten; ob falsch oder nicht, spielte keine Rolle. Alles war vorbereitet, und sie konnten dem morgigen Tag gelassen entgegensehen. Der Abend hatte einen frischen Wind mit sich gebracht, der ein wenig Kühlung auf die erhitzten Wangen fächelte.

Der Höhepunkt des Abends fand sich, als Michael Doucet, in Erinnerung an Joseph Broussards vergangene Taten, plötzlich Anja Shriver um die Taille faßte, eng an sich schmiegte und sie gekonnt zu den lebenslustigen Klängen der Cajun_Musik herumwirbelte. Der Rhythmus fuhr den anderen bald in die Beine, und sie folgten Michaels Beispiel.

An solch, en Abenden wußten die Terraner, weshalb sie unter reichlich schlechten Bedingungen auf einer wilden Welt wie dieser arbeiteten: Diese Freiheit und Fröhlichkeit konnten sie nirgends sonst erwarten. Dafür wollten sie gern ein wenig Unbehagen in Kauf nehmen.

3.

Sonntag, 1.12.1288 NGZ
Camp Mirage: Die Welt ist noch in Ordnung

Anja Shriver fühlte sich an diesem Morgen nicht unbedingt frisch; die Nacht war lang gewesen und das Bier einfach zu gut. Um nichts in der Welt jedoch hätte sie sich das anmerken lassen.

Aber nicht nur sie war pünktlich, alle anderen trafen ebenfalls rechtzeitig ein, einschließlich Michael Doucet, obwohl dieser angekündigt hatte, mindestens bis mittags zu schlafen.

“Haben wir schon Nachricht bekommen?” erkundigte er sich.

Die Xeno_Biologin schüttelte den Kopf. “Ich habe Swamp City angerufen, aber die Kommission ist

noch nicht soweit. Sie wollen zuerst die Begleitung zusammenstellen.”

“Begleitung? Was für eine Begleitung?”

“Bewaffnete.”

Es wurde still im Raum, alle wandten sich der Terranerin zu.

“Was, bitte, hat das zu bedeuten?” fragte Michael Doucet mit sehr ruhiger Stimme.

Anja Shriver zuckte mit den Achseln.

“Halten die uns für gefährlich, oder was?” warf ein Lafayetter ein. “Primitive Wilde mit Raffzähnen, die jeden Moment über die armen unschuldigen Besucher herfallen?”

“Natürlich nicht. Irgendeinen Grund werden sie schon haben.”

“Es paßt mir nicht, daß hier das Aufgebot einer Kampftruppe auftaucht!” sagte Doucet heftig. “Wir befinden uns hier nicht in einer Gefahrenzone oder im Kriegszustand! Sag ihnen, daß sie gefälligst ohne Begleitung kommen sollen—oder gar nicht! Lieber verzichten wir auf die Verbesserungen!”

Einige stimmten lautstark zu. Anja konnte sich geraume Zeit nicht verständlich machen.

“Macht euch doch nicht verrückt”, versuchte sie schließlich ihre Leute zu beruhigen. “Mir paßt das auch nicht, aber wir wollen deswegen wirklich nicht alles aufs Spiel setzen. Ich werde mich auf alle Fälle erkundigen, weshalb bewaffneter Begleitschutz hierherkommt. Vergeßt nicht, wir leben hier ziemlich einsam und wissen kaum, was draußen vor sich geht. Wir verfügen zwar über eine robotische Raumstation im Orbit und diverse Satelliten, mit denen wir an das LFT_Informationssystem angeschlossen sind; aber wer von uns nutzt das denn schon regelmäßig? Mit uns hat das bestimmt nichts zu tun. Ich sehe das nicht so dramatisch.”

Ihre Gelassenheit übertrug sich nach und nach auf die anderen. Jeder wandte sich nun seiner Aufgabe zu.

*

“Heute haben wir frei”, sagte Joseph Broussard vergnügt zu Pepe.

“Miraculeux!” freute sich der Junge. “Was machen wir? Angeln gehen?”

“Viel zu heiß.”

“Na, dann … eine Tour mit dem ‘Gleiter?’

“Wäre nicht schlecht. Aber nur, wenn ich fliege.”

“Du? Sei mir nicht böse, Jop, aber du bringst das nicht. Wenn, dann fliege ich.”

“Du frecher Bengel, ich habe dir Fliegen selbst beigebracht!”

“Ja, das ist lange her. Ich bin viel jünger als du und kann das …”

“Ich hab’s!” unterbrach der BASIS_Veteran den jungen Lafayetter mit plötzlicher Begeisterung. “Wie wär’s, wenn wir uns ins Camp schleichen?”

“Aber du hast doch gesagt …”

“Es wird schon keiner merken. Wir gehen in einen Vorführraum, schauen uns alte Dokumentationen an, trinken dazu ein Bier und essen Frans hervorragende Quiches, und ich erzähle dir begleitend zu den Filmen ein paar Geschichten! Was hältst du davon?”

“Und nebenbei versuchen wir mitzukriegen, wer die Besucher sind, ja?”

Joseph Broussard hob leicht die Schultern und grinste. “Tja, wer weiß? Du mußt mir nur eines versprechen: Wir dürfen Anja nicht blamieren. Also renn nicht plötzlich raus, okay?”

“Mann, du kannst einem echt auf jedem Nerv einzeln herumtrampeln.”

Endlich waren sie sich einig, holten sich bei Fran Duret die benötigten Vorräte und schlichen sich ins Zentralgebäude des Camps.

Derselbe Tag: 13.22 Uhr

“Georg Zavass an Anja Shriver”, schaltete sich plötzlich der Funk zu. Auf dem Holo zeigte sich der

Planetenverwalter. Er war 78 Jahre, rothaarig, rotgesichtig, übergewichtig und äußerst träge. Er hatte einst im Dienst der Kosmischen Hanse gestanden, bis er wegen undurchsichtiger Geschäfte vor zehn Jahren “in die Sümpfe geschickt” worden war und den Posten als Planetenverwalter erhalten hatte.

Zavass hatte nicht die Absicht, aus Lafayette einen bedeutenden Außenposten oder blühenden Planeten zu machen; er wollte seine “Strafe” so gemütlich wie möglich absitzen. Eines Tages würde sich wieder einmal eine Chance auftun.

Anja Shriver hatte mit ihm nur wenig zu tun, sie hörten vielleicht drei-, viermal im Jahr voneinander. Auf mehr Kontakt legte keiner von beiden Wert.

Die Xeno_Biologin wußte, daß das primitive Camp Mirage sich deutlich von der Zivilisation in Swamp City abhob und von den Einwohnern dort belächelt wurde. Sie konnte auf keine Unterstützung seitens der Verwaltung hoffen deshalb war der Besuch der LFT_Kommission um so wichtiger für sie. Und auch mit solchen Leuten hatte sie schon schlechte Erfahrungen gemacht.

Aber sie war Optimistin. Jede neue Chance bot vielleicht die entscheidende Verbesserung der Verhältnisse.

“Das wurde auch Zeit”, sagte sie. “Ich rufe schon seit Stunden an!”

“Die Verwaltung in Swamp City hat genügend anderes zu tun, als sich ausschließlich um die Belange von Camp Mirage zu kümmern”, entgegnete Zavass beißend.

Er blies mit vorgewölbter Unterlippe sein Gesicht an. Sein gelbes Hemd zeigte dunkle Schweißflecken, schon am frühen Morgen, in der relativ gemäßigten Zone Swamp Citys. Offensichtlich zeigte die Klimaanlage auch dort nicht immer ihre volle Leistungskraft; sein erhebliches Übergewicht machte ihm zusätzlich zu schaffen.

“Abgesehen davon habe ich wohl deutlich gemacht, daß wir uns melden, sobald die Kommission aufgebrochen ist.”

“Sie ist schon unterwegs?” fragte Anja verblüfft.

“In diesem Moment, mit zwei Shifts.”

“Aber—wir hatten die Frage mit dem Begleitschutz doch gar nicht geklärt!”

“Da gibt es nichts zu klären. Es gibt eine neue, von Terra ausgehende Verordnung, daß sämtliche LFTKommissionen umfassenden bewaffneten Begleitschutz erhalten, sobald sie sich in sozusagen menschenleeres Gebiet begeben.”

Anja runzelte die Stirn. “Von Terra aus? Mit welcher Begründung?”

Zavass hob gleichgültig die Schultern. “Seit wann brauchen Verordnungen eine Begründung? Ich habe mich nur daran zu halten, und das gedenke ich auch zu tun. Immerhin trage ich die Verantwortung für diesen Schlammklumpen.”

“Dann hoffe ich doch, daß jedes LFT_Kommissions_Mitglied sowie der Begleitschutz die Impfvorschriften beachtet haben. Das ist unerlässlich, denn die Mücken hier übertragen sehr gefährliche Krankheiten—and wir haben keinerlei Schutz vor diesen Milliarden. Darüber hinaus gibt es auch in der Luft genügend ...”

“Selbstverständlich habe ich persönlich dafür gesorgt. Und ich hoffe ebenso, daß auch jeder Mitarbeiter im Camp Mirage die Impf_ und Hygienevorschriften peinlichst genau befolgt. Ich habe damit wohl deutlich genug gemacht, daß ich mich an die Vorschriften halte. Entsprechend werdet ihr euch auch damit abfinden müssen.”

Die Xeno_Biologin warf einen ratlosen Blick zu Michael Doucet, der in ihrer Nähe stand; übrigens schon den ganzen Tag. Seit dem vergangenen Abend wich er nicht mehr von ihrer Seite.

“Etwas muß vorgefallen sein”, raunte er ihr leise zu. “Zavass ist zu einfallslos, um sich für so etwas zu interessieren. Wenn, dann können wir es nur von den Leuten selbst erfahren.”

Sie nickte und wandte sich wieder dem Holo zu: “Können wir nicht ...”

Da passierte es.

Das Holo erlosch schlagartig, der Funkkontakt brach ab—and nicht nur dieser. Gleichzeitig brach das

Satellitennetz zusammen, über das Lafayette mit solaren und einigen galaktischen Fernsehstationen verbunden war.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Kontakt mit Swamp City wieder aufzunehmen, ließ Anja Shriver den Hyperkom_Empfänger überprüfen.

Es war nicht neu, daß der Funk zusammenbrach; die Anlage war ziemlich veraltet und zeichnete sich durch gelegentliche Aussetzer aus. Die beiden Techniker stellten rasch fest, daß dem Empfänger selbst an sich nichts fehlte—abgesehen von seinem biblischen Alter —, er konnte nur keine hundertprozentige Leistungsfähigkeit mehr garantieren.

“Wenn ich ihn neu justiere, müßte es wieder hinhauen”, behauptete der eine Techniker zuversichtlich.

“Dann mach schnell!” bat Anja. “Ich möchte umgehend mit den beiden Shifts Kontakt aufnehmen. Georg Zavass kann mir gestohlen bleiben.”

Der Techniker kehrte in den angrenzenden Funkraum zurück, um die Justierung vorzunehmen. Sein Kollege blieb im Zentralraum, um von dort aus den Funk zu überprüfen.

Gleich darauf riß Anja Shriver die Hände hoch, preßte sie an die Ohren. Schreiend brach sie zusammen.

*

Der Schirm erlosch, und es wurde für einen Moment stockfinster, bevor das Licht automatisch anging.

“He, was soll das denn?” beschwerte Pepe sich empört mit vollem Mund. “Mitten in der spannendsten Stelle ...”

“Ach, das ist nur eine vorübergehende Störung”, meinte Joseph Broussard wegwerfend. “Es ist bestimmt gleich wieder ... Junge, was ist denn?”

Erschrocken starnte der BASIS_Veteran den jungen Mann an, der auf einmal am ganzen Leib schlötterte und wie gebannt auf den leeren Schirm starnte. Dabei drohten ihm fast die Augen aus den Höhlen zu quellen; er wimmerte wie ein verlassener kleiner Hund.

Die angebissene Quiche war aus seiner Hand gefallen, der Rest des Bissens aus seinem Mund. Pepe konnte ihn nicht mehr hinunterschlucken.

“Was hast du?” wiederholte Joseph ängstlich und berührte den Jungen vorsichtig. Als der nicht reagierte, schüttelte er ihn heftiger. “Rede doch endlich!”

“Weh ... tut so weh ...”, wimmerte Pepe. Aus seinem rechten Mundwinkel tropfte Speichel.

“Wo denn? Um Himmels willen, drück dich doch klar aus!”

“Da ...” Mühsam, wie von Krämpfen geschüttelt, hob Pepe eine zur Klaue verkrümmte Hand und preßte sie an die Stirn. Er schloß die Augen, aus denen unkontrolliert die Tränen hervorstürzten, ununterbrochen wimmernd und zitternd. “Es saugt mich aus ... alles aus mir heraus ... tut so weh ...”

“Großer Gott ... bleib nur ruhig, Pepe, keine Angst, ich hole schnell Hilfe ... Ich lass’ dich nur ganz kurz allein ... Sei tapfer ...”

Joseph Broussard rannte wie von Furien gehetzt auf den ausgestorbenen Gang hinaus.

“Hilfe!” schrie er verzweifelt. “Pepe ist krank! Ich brauche sofort Hilfe! Anja! Michael! Hört mich denn keiner!”

Er rannte in panischer Angst zu Anja Shrivers Zentrallabor. Dort erschrak er fast zu Tode, als er überall Menschen auf dem Boden liegen sah, die sich ebenso wie Pepe in unerträglichen_Schmerzen wanden. Einige schrien laut, andere rissen den Mund tonlos auf; die meisten hatten sich bereits übergeben.

Keiner von ihnen war ansprechbar, sie waren nahezu wahnsinnig vor Schmerz. Weder Anja noch seine beiden alten BASIS_Freunde waren dabei.

Die Schaltstation! dachte Joseph. *Bestimmt sind sie dort!*

Während er den nächsten Gang entlanghetzte, wurde ihm jetzt erst *bewußt*, daß schon die ganze Zeit ein unangenehmer Ton in der Luft lag, der sich zusehends steigerte, je näher er der Zentrale kam. Es war ein schrilles, stakkatoartiges Kreischen und Hämmern, wie der alte Abenteurer es noch nie vernommen hatte.

Keinesfalls war es ein Geräusch, das im Bereich der solaren Welten oder bei den übrigen Völkern des Galaktikums vorkam. Es war mit nichts zu vergleichen und absolut grauvoll. Joseph brauchte nicht lange zu kombinieren, um darin die Ursache für das plötzliche furchtbare Leiden seiner Freunde zu erkennen.

Aber weshalb war er nicht davon betroffen?

Ist jetzt nicht wichtig. Muß den Sender finden, der das Geräusch abstrahlt. Schnell, alter Cajun, schnell, schnell! Wer weiß, wie lange sie das noch aushalten können.

Auf dem Weg fand er weitere Leidende, die dasselbe qualvolle Bild boten. Ihm wurde übel vor Mitleid und Angst.

Obwohl alles in ihm schrie, davonzulaufen und sich vor dieser unsichtbaren Gefahr zu verbergen, bevor sie ihn ebenfalls erwischte, hielt er genau weiter darauf zu. Zumindest auf den akustischen Ursprung.

In der Zentrale fand er Anja Shriver, Michael Doucet und einen weiteren Mann im Techniker_Overall zuckend und schreiend auf dem Boden. Sein letzter Funken Hoffnung auf Hilfe erstarb.

“Anja!” rief er, kniete bei ihr nieder und versuchte sie aufzurichten. “Anja, sag doch, was soll ich tun?”

Sie wand sich, versuchte, sich aus seinem Griff zu lösen, bewegte ruckartig den Kopf hin und her. Plötzlich hatte er den Eindruck, als ob sie ihn erkannte.

Anja versuchte, etwas zu sagen, brachte jedoch nur unverständliches Lallen hervor. Dann begann sie wieder zu würgen, weißer Schaum quoll aus ihrem Mund; sie schlug blindlings um sich, und Joseph konnte sie nicht mehr halten.

Doucet war nicht weit von ihr entfernt. Er versuchte immer wieder, zu Anja zu kommen.

“Nnnn ...”, stieß er hervor. Er richtete seine hervorquellenden Augen flehend auf Joseph. “Hhhh ... hhh ... rrra ...” Mehr brachte er nicht heraus.

Was heißt das denn? dachte Joseph und preßte die geballte Faust an die Stirn.

Jeder Gedanke schmerzte. Er kannte das aus der Zeit, nachdem er aus dem Koma erwacht war und versucht hatte, sich zu erinnern. Es war so entsetzlich gewesen, daß er sich für eine weitere lange Zeit tief in sich hinein geflüchtet hatte, an einen verborgenen Ort, an dem ihm nichts mehr weh tun konnte.

Die Ärzte, die ihm halfen, seine Freunde, hatten viele Monate Geduld aufbringen müssen, um ihn dort herauszuholen, an die Oberfläche des Bewußtseins. Zu dem Zeitpunkt hatten sie ihm schon den Chip implantiert und behauptet, alles wäre wieder gut.

Nichts war gut gewesen. Nach wie vor konnte er sich an vieles nicht erinnern, und er vermochte sich nicht lange auf einen einzigen Gedanken zu konzentrieren, ohne daß es schmerzte. Er begriff, daß er vieles nicht mehr konnte und nie mehr würde begreifen können. Er war dumm geworden, einfältig.

Das Mitleid der anderen hatte ihn auf diesen Gedanken gebracht, der ihn von da an nie mehr loslassen sollte. Joseph hatte es schließlich geschafft, ihn zu beherrschen, ihn tief in sich hinabzudrängen. Nachts aber, wenn die Träume kamen, hatte er keine Gewalt mehr über ihn. Und dann spielte der Gedanke sein gräßliches Spiel mit ihm ...

Ich bin allein, ich bin allein. Ich kann das nicht. Ich brauche doch Hilfe, und Pepe wartet auf mich. Warum lassen sie mich allein?

Verzweifelt versuchte Joseph, seine wirren, ängstlichen Gedanken zu ordnen. Mehrmals schlug er mit der flachen Hand gegen die Stirn.

Es tut nicht weh. Weh tut nur die Angst. Komm heraus, alter Held! Anführer der Beausoleils, zeig, was du kannst!

Er zuckte zusammen, als Michael Doucets Hand sich in seinen Arm verkrallte. Er lallte unverständliche Worte, sein Körper zuckte unkontrolliert, Speichel rann aus seinem Mund, und er verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Dennoch hatte er es geschafft, Joseph zu packen und zu rütteln, ihn bewußt aufmerksam gemacht.

Uns geht es schlechter als dir, hieß das. Du müßtest das verstehen, so ist es dir einst selbst ergangen. Aber wir können jetzt noch weniger denken, noch weniger handeln als du. Du mußt jetzt für uns denken, Joseph Broussard! Nur du kannst es, denn du verstehst, was wir durchmachen!

Joseph stieß ein hilfloses Wimmern aus; jahrelang hatte er sich auf die anderen verlassen. Er hatte gelebt, wie er wollte, und die anderen hatten sich um ihn gekümmert und seine Wünsche erahnt, bevor er sie geäußert hatte.

Er hatte es sich zu leicht gemacht, sich geflüchtet in seine geistige Behinderung, in die Erinnerung an den Schmerz. Aber nur weil Gedanken schmerzten, durfte man sich nicht der Verantwortung entziehen. Und seine Verantwortung lag im Moment darin, den anderen zu helfen, allen voran Pepe, seinem ... Sohn.

Was hatte Michael gestammelt? Joseph starre den Leidenden an, versuchte sich zu erinnern, die Worte zusammenzusetzen.

Hy ... ra ... Hyper ... raum ... Hyperfunkraum! Ja! Das ist es! Er sprang auf. Der Raum lag gleich nebenan. Joseph hatte das Gefühl, nachdem er bewußt darauf achtete, daß das grauenvolle Geräusch von dort kam.

Als er hastig durch das Schott ging, wurde er von dem lärmenden Stakkato fast erschlagen. Obwohl er keiner Beeinflussung wie die anderen unterlag, verspürte er doch ein unangenehmes Vibrieren in der Luft, durch die er sich bewegte.

In dem Raum befand sich ein Techniker, der sich jedoch nicht mehr rührte. Joseph beugte sich nur kurz über ihn, um sich davon zu überzeugen, daß er tot war.

Die direkte Nähe zu dem Störsignal war für ihn nicht mehr erträglich gewesen. Joseph ging zu dem HyperkomEmpfänger und schaltete ihn aus.

Gleichzeitig trat eine schmerzhafte Stille ein.

4.
Derselbe Tag
Camp Mirage: Isolation

Nach und nach kamen die leidenden Menschen wieder zu sich. Joseph war sofort zurück zu Pepe gelaufen, der sich soeben aufrappelte und sich schüttelte.

“Wie geht es dir, Junge?” fragte er besorgt.

“Schon viel besser, Jop. Ich spüre immer noch so ‘nen komischen Zug im Kopf ... so ein Ziehen und Zerren. Es kribbelt an meinem ganzen Körper, als ob mich jemand ununterbrochen kitzelt.”

“Kitzeln ... das kann ich mir nicht vorstellen.”

“Es ist aber so. Dieser furchtbar laute Ton ist weg. Trotzdem hört es nicht auf, am ganzen Körper herumzuziehen und zu zerren, irgendwie hat es sich nach .” innen verlagert.”

“Aber es tut nicht mehr so weh?”

“Nein.”

Joseph nickte. Wenigstens etwas Erleichterung. “Komm, wir wollen nach den anderen sehen.”

Anja Shriver, Michael Doucet und die meisten anderen waren schon wieder auf den Beinen, aber sie sahen jämmerlich aus. Zu ihrem persönlichen Leid kam die Betroffenheit um den Tod eines langjährigen Teammitglieds.

Joseph holte von der Medostation den einzigen vorhandenen und immerhin intakten Medorobot und half seinen Gefährten. Einige Terraner und Lafayetter, darunter Fran Duret und Dewey Balfa, hatten immer noch so starke Schmerzen, daß sie zu Bett gebracht werden mußten.

Der Medorobot pumpte sie mit starken Mitteln voll. Doch auch das half nicht sonderlich, das Leid zu lindern.

Dasselbe sagten Anja Shriver, Michael Doucet und einige Wissenschaftler aus, als sie sich in einem Beratungszimmer trafen. Inzwischen war es 16 Uhr. Noch immer war kein Funkkontakt möglich. Sie waren völlig isoliert.

“Was ist mit den Shifts der Delegation?” stellte die Xeno_Biologin die erste Frage mit erschöpfter

Stimme in den Raum.

“Ich schätze, daß ihnen etwas passiert ist, sonst wären sie schon da”, vermutete Michael Doucet.

“Dann sollten wir schnell handeln.” Anja preßte die Arme auf den Leib, ihr Gesicht verzerrte sich vor Schmerz.

“Was ist denn überhaupt geschehen?” fragte Joseph Broussard fast schüchtern.

Er fühlte sich auf einmal ausgegrenzt, verstand nach wie vor nicht, was um ihn herum geschehen war und immer noch vor sich ging.

Und die anderen behandelten ihn auch so: Sie starrten ihn wie ein fremdes Wesen an.

“Du weißt es nicht?” stellte Michael Doucet die Gegenfrage.

Der grauhaarige Cajun schüttelte den Kopf. “Ich wollte Hilfe holen, nachdem Pepe umgekippt war— und fand euch im selben Zustand. Daß das zumindest teilweise mit diesem seltsamen Ton zusammenhängen würde, fiel mir leider erst danach auf. Sonst ... hätte ich euch schneller helfen können.”

“Worüber machst du dir Vorwürfe?” sagte Michael etwas heftig. “Ohne dich wären wir verloren gewesen.”

“Aber ich habe sehr lange dazu gebraucht”, wisperte Joseph. “Ich ... ich kann’s einfach nicht mehr.”

Michael öffnete den Mund, um den Freund heftiger zurechzuweisen und ihn so zu trösten, wurde jedoch von der Xeno_Biologin mit einem kurzen strengen Blick in die Schranken verwiesen.

“Wie geht es dir, Pepe?” lenkte Anja ab.

“Abgesehen von einem unangenehmen Kribbeln gut.”

“Keine Schmerzen?”

“Nein, keine schlimmen.”

Die Campleiterin dachte einen Moment nach. Über ihre Stirn zogen sich tiefe Furchen; es schien ihr große Mühe zu bereiten, mehrere zusammenhängende Gedanken zu bilden.

“Fassen wir zusammen: Pepe war zunächst davon betroffen, erholt sich aber zusehends. Uns geht es besser, nachdem der Hyperkom_Empfänger und damit der Lärm abgeschaltet ist, aber der Einfluß ist geblieben. Joseph spürt als einziger überhaupt nichts. Möglicherweise ist er aufgrund des implantierten Chips immun.”

“Ist das schlimm?” fragte Joseph erschrocken.

“Im Gegenteil.” Anja Shriver brachte ein verzerrtes Lächeln zustande. “Wie es aussieht, liegt jetzt alles in deinen Händen.”

“Ach herrje!” Joseph Broussard jr. fuhr sich durch die langen grauen Haare. “Ich dachte, diese Zeit sei vorbei. Das ist doch nicht euer Ernst!”

“Kein Scherz”, sagte Michael Doucet bitter.

“Aber warum fühlt ihr euch dazu nicht in der Lage? Ihr seid jetzt doch wieder auf den Beinen, ihr könnt deutlich reden und denken ...” Josephs Stimme klang fast verzweifelt.

Er machte sich keinerlei Illusionen darüber, daß er mit dieser Aufgabe hoffnungslos überfordert war. Schon allein dadurch, daß seine friedliche Welt plötzlich bedroht war, von etwas Unheimlichem, das er nicht kannte und nicht sehen konnte. Wenn seine Freunde dem nicht begegnen konnten, wie sollte das ihm möglich sein?

Die Verantwortung, die er vorhin übernommen hatte, der er sich in dem Moment bewußt geworden war, drohte zu groß und überschwer zu werden. Er war bereit gewesen, Verantwortung zu übernehmen, aber doch nicht auf Dauer ...

“Ich glaube, von innen nach außen gestülpt zu werden, als ob mir die Seele aus dem Leib gerissen würde”, sagte Anja leise. “Joseph, ich könnte mich ständig übergeben, so schlecht ist mir. Ich habe das Gefühl, als würde ein weißglühender Hammer meinen Kopf bearbeiten. In meinem Bauch krampft sich alles zusammen, und ich bekomme kaum Luft.”

“Es ist, als ob du bei lebendigem Leib seziert würdest”, fügte Michael Doucet hinzu. “In Scheiben geschnitten. Jede Körperfaser, jeder Nerv, jede Zelle wird aus dir herausgelöst, aufgeschnitten und durchleuchtet.”

Joseph Broussard wurde bleich wie ein Leinentuch, und namenloser Schrecken lag auf seinem Gesicht.

“Ich kenne das, was ihr beschreibt”, flüsterte er. “Ihr werdet gescannt. Nach meinem Unfall haben sie das auf der BASIS mit meinem Kopf veranstaltet. Sie haben gesagt, es würde nicht weh tun, aber ich spürte alles. Ich weiß nicht, weshalb, es spielte sich in mir ab. Ich wurde von innen nach außen gestülpt, und es brannte und vibrierte ... Das ist es auch, was Pepe mit dem *Kitzeln* meinte ...”

“Dann spürt Pepe es auch. Nur hat es für ihn nicht mehr dieselben fatalen Folgen wie für uns, nachdem der Empfänger abgestellt wurde.”

Anja Shriver stand langsam auf, ihre Knie zitterten, und sie stützte sich auf die Lehne. Ihre Gesichtsfarbe wechselte von Weiß zu Grün, und sie schloß die Augen. Nach einer Weile stummen Kampfes kam sie wieder zu sich.

“Kommt, wir müssen nach den Shifts der Kommission suchen”, forderte sie auf.

“Und Swamp City?”

“Die werden sich schon melden, wenn sie können. Aber vielleicht finden wir mit der Ortung die Quelle dieser Störfrequenz.”

Pepe ließ es sich nicht nehmen, Anja zu stützen. Sie nahm seine Hilfe dankbar an, während Joseph Michael half. Die anderen torkelten hinterher.

Der Cajun begriff, daß er keine Wahl hatte, als er seine Freunde in diesem jammervollen Zustand sah. Er wußte zwar nicht, wie er es bewerkstelligen sollte, aber vielleicht sollte er einfach nur sich selbst vertrauen.

*

“Pepe, hast du irgendein Gefühl, woher dieses Kribbeln kommt?” fragte Joseph den jungen Mann, nachdem sie in der Zentrale angekommen waren. Er deutete nach oben. “Von dort?”

“Was soll das denn bringen?” warf Michael fast ärgerlich ein.

“Pepe ist sehr sensibel”, erklärte der Cajun freundlich und musterte seinen Freund besorgt. “Anja hat gesagt, daß alles nun an mir hängt. Also solltet ihr mir auch vertrauen!”

“Entschuldige.”

“Also, Pepe?”

“Es kommt vom Sumpf”, antwortete der Junge eifrig. “Ich spüre es ganz deutlich!”

“Ich auch.”

Michael Doucets Kopf ruckte zu Anja Shriver herum, die verlegen lächelte.

“Ihr könnt mich für verrückt halten, aber irgendwie habe ich auch das Gefühl, als würde dieser Druck von dort draußen kommen.” Sie deutete durch die Fenster auf den Sumpf. “Es ... zieht mich irgendwie an.”

“Und du, Michael?” fragte Pepe aufgeregt.

Sonst war der Junge bei solchen Bemerkungen immer belächelt worden, aber diesmal schien es genau richtig zu sein, was er sagte.

Der ehemalige Beausoleil brummte etwas, das wie ich auch klang.

“Dann sollten wir unsere Ortung auf den Sumpf richten, war es das, was du meintest, Joseph?”

Er nickte.

Das Schott öffnete sich, und Dewey Balfa taumelte herein.

“Ich wollte nur einen Zwischenbescheid über die anderen geben”, keuchte er. “Ich konnte mich wieder hochrappeln. Die meisten anderen liegen flach und werden in regelmäßigen Abständen vom Medo versorgt. Fran geht's ziemlich schlecht. Sie ... hat einen Herzfehler, von dem sie keinem je was erzählt hat. Der Robot pumpt sie voll, um sie ruhigzustellen.”

Joseph Broussard schluckte hörbar. Ihm war deutlich anzusehen, daß er mit sich kämpfte. Er hing sehr an der mütterlichen Lafayetterin, aber andererseits konnte er ihr momentan nicht helfen. Er mußte in der Zentrale bleiben, um die anderen zu unterstützen.

“Bitte ...”, stieß er hervor. “Dewey, geh wieder zu ihr. Bleib bei ihr. Und sag ihr, daß sie ... auf mich

warten soll. Ich bringe sie hier raus, das verspreche ich. Wirst du ihr das sagen?”

Dewey lächelte. “Klar, alter Freund. Ich werd’ dich schon würdig vertreten.” Er nickte Anja zu. “Ich werde auch von Zeit zu Zeit nach den anderen sehen und dir Bescheid geben. Wenn ihr mich braucht, ruft mich.—Ach, noch eins: Ich habe die vier Roboter aktiviert, sie untersuchen das Sumpfland in der näheren Umgebung. Bunny kurvt bei den Forschungsbecken herum und kümmert sich um seine Schützlinge.”

“Er spürt es also auch!” verkündete Pepe fast triumphierend.

Es war nicht ersichtlich, wen er damit meinte, Dewey oder Bunny Aber das war nicht von Bedeutung; keiner kümmerte sich darum.

Zwei junge Lafayetterinnen, Schwestern von 35 und 42 Jahren, hatten unterdessen sämtliche Ortungssysteme aktiviert; glücklicherweise war nur der Funk ausgefallen. Der Ortungskontakt zu den Robotern war rasch hergestellt, zusätzlich wurden einige Sonden ausgeschickt, die das Sumpfgebiet durchkämmen sollten.

“Ich werde Stein für Stein umdrehen, und ich werde sie finden”, brummte die ältere Schwester, Ira Roussot, grimmig.

“Zusätzlich werde ich noch jeden Halm einzeln untersuchen”, versprach die Jüngere, Amelia.

“Wen—*sie?*” wollte Pepe wissen.

“Wenn wir das wüßten, wäre uns wahrscheinlich wohler”, antwortete Anja.

“Oder wir wünschten uns, es nie in Erfahrung gebracht zu haben”, brummte Joseph Broussard jr.

Der nächste Tag, 13.12 Uhr: Sichtung

“Da ist es!” rief Michael Doucet plötzlich. Aufgeregt deutete er auf einen der Ortungsschirme.

Mit einem Schlag waren alle hellwach. Sie hatten abwechselnd Wache an den Ortungen gehalten; diejenigen, die frei hatten, hatten es sich irgendwie in der Zentrale bequem gemacht. Die Erschöpfung war groß genug, selbst den Schmerz für einige Zeit zu ignorieren und zu schlafen.

Michael hatte so laut gerufen, daß sie schnell auf die Beine kamen. Der furchtbare Kopfschmerz war wieder mit voller Wucht da und machte aus vitalen Menschen jamervolle Leidensgeschöpfe. Trotzdem—vielleicht konnte das bald geändert werden ...

Der Schirm zeigte in 400 Kilometer Entfernung mitten in der Wildnis die Phantomortung eines seltsamen, sehr fremdartigen Objekts. Es schien 450 Meter lang zu sein und wies unglaublich starke Energieemissionen auf, vor allem im fünfdimensionalen Bereich. Da das Objekt plötzlich aufgetaucht war und keinesfalls zu Lafayette gehören konnte, lag die Vermutung nahe, daß es sich um ein Raumschiff handelte.

“Von völlig unbekannter Sorte”, wie Michael Doucet sich ausdrückte.

“Ist denn kein besserer Empfang möglich?” fragte Anja Shriver.

Ira Roussot nahm mehrere Einstellungen vor und schüttelte dann den Kopf. “Leider nein, es ist nur eine Phantomortung. Woran das liegt, kann ich nicht herausfinden.”

Die Xeno_Biologin zog fröstelnd ihre Schultern hoch. “Unheimlich ...”

Die Mienen der anderen drückten deutlich aus, daß sie ihre Meinung teilten. Dieses seltsame Gebilde gehörte nicht hierher, weder in die Wildnis des Sumpfes noch auf einen Raumhafen. Obwohl die Ortung die Urinwelt sachlich und emotionslos zeigte, hatte jeder das Gefühl einer nahen, mysteriösen Bedrohung.

So mancher wünschte sich wahrscheinlich, daß sich das Phantom als Trugbild herausstellen und plötzlich in Luft auflösen möge.

“Was sind das für komische Zacken?” fragte Dewey Balfa, der sich inzwischen ebenfalls eingefunden hatte, und deutete auf den Schirm. “Bildverzerrungen?”

Anja Shriver beugte sich vor und schüttelte dann den Kopf. “Nein, das sind stachelartige Auswüchse auf der Außenhülle.”

Sieht aus wie ein gigantischer Phillox”, bemerkte Joseph Broussard.

Ein Phillox war ein gut einen Meter großes Stacheltier im Dschungel von Lafayette, sehr scheu und extrem wehrhaft.

“Es ist ein *Raumschiff*”, machte Michael Doucet deutlich, um die Beunruhigung zu vertreiben.

Ein Raumschiff war etwas Reales, Greifbares, mit dem man sich auseinandersetzen konnte.

“Und darin befinden sich augenscheinlich merkwürdige Fremde, deren Zeitvertreib darin besteht, Intelligenzwesen zu durchleuchten”, warf Amelia Roussot ein.

“Zumindest liegt der Verdacht nahe”, stimmte Michael zu. Durch die andauernde Konzentration schien es ihm etwas besserzugehen. “Fassen wir zusammen: Zuerst bricht der gesamte Funkverkehr zusammen, inklusive Hyperfunk. Bei dem Versuch, den Hyperfunk neu einzustellen, tritt auf einer bestimmten Frequenz ein grauenhaftes Geräusch auf, das einen Mitarbeiter offenbar das Leben kostet und uns andere fast um den Verstand bringt. Joseph schaltet den Empfänger aus, und trotzdem hört die Belastung nicht auf. Die Ortung zeigt ein fremdes Objekt, höchstwahrscheinlich das Raumschiff einer uns unbekannten Intelligenz.”

“Diese Intelligenz bevorzugt es—wie bereits von Amelia festgestellt—, statt selbst aufzutreten und höflich *guten Tag* zu sagen, andere Lebewesen mittels einer unbekannten Strahlungsquelle zu scannen und dabei in den Wahnsinn zu treiben”, setzte Anja den Faden sarkastisch fort.

“Nicht andere Lebewesen”, korrigierte Dewey Balfa. “Andere *Intelligenzen*. Ich habe nach den Tieren in unseren Becken gesehen; sie verhalten sich alle völlig normal.”

“Dann bin ich also nicht intelligent”, brummte Joseph Broussard und zog die Nase kraus.

“Du bist immun”, sagte Anja sanft. “Das ist ein großer Glücksfall für uns.”

Seine vielen, über das ganze Gesicht verteilten Lachfältchen vertieften sich und löschten die Furchen des Kummers aus. “War nur ein Scherz.”

Sie versuchte zu lachen, hustete jedoch nur gequält. Pepe wollte schüchtern ihre Schulter streicheln, aber Michael Doucet war schneller. Er strich Anja die Haare aus der Stirn und gab ihr einen leichten Kuß auf die Wange.

Pepe zog seine Hand sofort zurück. Joseph sah, daß er einen Moment nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte.

“Außerdem ruht die ganze Last nicht auf meinen Schultern allein; Pepe geht es sehr viel besser als euch. Und dann haben wir noch die Roboter, vor allem Bunny”, fügte er hinzu.

“Die Roboter müssen wir leider ausschließen”, warf Amelia Roussot ein. “Die vier Schrotthaufen haben sich im Sumpf verirrt. Keine Ahnung, wo sie stecken, ob sie noch funktionieren oder jemals zurückkehren. Ich kann sie jedenfalls nicht mehr orten.”

Sie schlug heftig auf die Konsole und wimmerte auf einmal auf vor Schmerz.

“Ich—ich kann’s einfach nicht fassen! Wir sitzen hier völlig hilflos und ...”, stammelte sie.

Amelia schlug erneut auf die Konsole. Ihre Schwester hielt erschrocken ihre Hand fest.

“Amelia, was ist los mit dir?”

“Nichts ... gar nichts”, antwortete die Jüngere knirschend.

Ihr schweißbedecktes, bleiches Gesicht, die zitternden Hände und die unstet umherirrenden Augen verrieten aber das Gegenteil.

“Du solltest dich hinlegen”, befahl Ira.

Aber Amelia weigerte sich. “Nein, ich habe hier noch zuviel zu tun.”

“Du siehst miserabel aus, und ich habe das Gefühl, daß du bald die Kontrolle verlierst”, beharrte die ältere Schwester. “Du weißt, was dann geschieht ...”

“Was meint ihr, wie lange das Schiff da wohl schon steht?” ging Dewey Balfa unruhig dazwischen, bevor die Geschwister den Disput fortführen konnten.

“Wenn wir davon ausgehen, daß die Außerirdischen sofort mit der >Arbeit< begonnen haben—noch nicht lange”, behauptete Michael. “Das ist das, was wir uns wünschen.”

“Wenn wir nur wüßten, ob das auch schon auf anderen Welten vorgekommen ist”, murmelte Anja.

“Es ist weiterhin kein Funkverkehr möglich”, mischte sich der Techniker ein, der mit seinem

verstorbenen Kollegen am Hyperfunk_Empfänger gearbeitet hatte. "Ich habe kurz mit dem Gedanken gespielt, den Empfänger nochmals zu testen, aber ich lasse es besser bleiben. Wenn schon kein normaler Funkverkehr möglich ist, nicht einmal zu Swamp City, hat sich vermutlich auch im Hyperfunk nichts geändert—and wir bekämen es wieder mit diesem grauenhaften Ton zu tun."

"Leider ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß es auch alle übrigen Bewohner von Lafayette und die LFTKommission getroffen hat", meinte Michael. "Es ist genug Zeit vergangen, um Hilfe zu uns zu schicken, aber nichts ist geschehen."

"Vorausgesetzt, Zavass hat Lust, sich darum zu kümmern."

"Er würde sich hüten, fahrlässig zu handeln, bei dem Dreck am Stecken, den er bereits hat."

Sie verzettelten sich immer mehr in zu diesem Zeitpunkt unwichtige Details, aber das fiel keinem von ihnen auf. Durch den ständigen geistigen Druck war keiner von ihnen mehr in der Lage, vernünftig zu handeln oder zu denken.

Auch Joseph Broussard und Pepe achteten nicht darauf; vor allem Joseph hatte jetzt andere Gedanken.

"Wenn möglich, würde ich mich gern für kurze Zeit entschuldigen", sagte er.

Er wartete Anjas Antwort nicht ab, sondern verließ ungewöhnlich hastig die Zentrale.

*

Die große, starke, Geborgenheit ausstrahlende Fran Duret wirkte erschreckend hilflos und eingefallen in ihrem Bett.

"Wie geht's dir?" fragte Joseph leise.

"War schon besser", antwortete sie.

Selbst Frans voluminöse Stimme schien gebrochen. Ihr Atem pfiff, und auf ihrem großflächigen, freundlichen Gesicht lag tiefer Schmerz.

"Fran, ich konnte leider nicht früher kommen", fuhr der Cajun fort. "Brauchst du irgendwas?"

"Nein, es geht schon." Sie stemmte die Arme in die Seiten und wuchtete sich hoch. Ihre grauen Augen blitzten, und für einen Moment kehrte ihre alte Kraft zurück. "Hör mal, mein Junge, setz gefälligst ein anderes Gesicht auf, wenn du Fran Duret besuchst! So 'netraurige Visage hab' ich mein Lebtag nicht gesehen!"

Joseph stutzte, dann lachte er. "Weißt du was, meine Liebe: Jetzt koche ich uns erst mal einen Tee!"

5.

Die Stachler
Derselbe Tag, 17.45 Uhr

"Etwas Neues?" fragte Joseph, als er wieder in die Zentrale zurückkehrte.

Dann verharzte er erschrocken. Die Schwestern Ira und Amelia Roussot sowie der Funktechniker waren zusammengebrochen. Anja Shriver und Michael Doucet hielten sich mühevoll an den Kontrollen fest.

Einzig Pepe hatte sich wie ein Eichhörnchen zusammengerollt und schlummerte friedlich.

Joseph holte schnell den Medorobot, packte Anja und Michael zu den anderen und setzte sich selbst an die Kontrollen.

Bisher war kein zweites unbekanntes Objekt geortet worden; zumindest in der näheren Umgebung von Camp Mirage schien nur ein Schiff gelandet zu sein.

Nichts hatte sich seither gerührt. Das Schiff verharzte unbewegt, die Strahlungsintensität war stets dieselbe, die Fremden hatten sich nicht gezeigt.

"Wollen wir jetzt immer so weitermachen?" stellte Joseph sich selbst laut die Frage. "Wir sollten etwas unternehmen, und ..." Er unterbrach sich und starre auf eine Meßkonsole. "Was ist das denn ..."

Amelia Roussot richtete sich auf. "Ist etwas passiert?"

“Irgendwas spielt hier verrückt ...”

“Wie meinst du das?”

“Ich kann nichts mehr sehen ... Alles schwarz ... Keine Ortung mehr ...”

Ira Roussot wälzte sich stöhnend auf die Seite.

“Alles vorbei”, hauchte sie. “Nun haben sie auch noch einen Weg gefunden, die Ortung zu stören ...”

“Nein ... nein”, stieß Amelia hervor und quälte sich auf die Beine. “Das kann nicht sein ... Das halte ich nicht mehr aus ...”

Die junge Frau taumelte langsam aus dem Raum.

“Amelia”, rief Ira, “Amelia! Was hast du vor?”

Unruhig kämpfte auch sie sich hoch und stolperte zu Joseph. Aus trüben, wäßrigen Augen starre sie auf die Konsolen, tippte vergeblich auf den Bedienungselementen herum, um eine bessere Ortung zu ‘bekommen, und seufzte dann schwer.

“Sie haben uns gefunden”, flüsterte sie.

Sie verlor den Halt und taumelte gegen Joseph, der sie festhielt und stützte.

“Bitte, such nach Amelia”, stöhnte Ira. “Sie ist sehr labil ... sie hat schon mal einen furchtbaren ... Bitte, bevor sie etwas Schreckliches ... Ich kenne sie ...”

“Keine Angst, ich kümmere mich schon um sie.”

Er führte Ira zu den anderen, um sie dort wieder hinzulegen, als Amelia bereits zurückkehrte.

Und dann ging alles sehr schnell.

Ira riß sich von Joseph los; sie ahnte schon, was geschehen würde, noch bevor sie Amelia sehen konnte.

Mit einer für ihre Verfassung erstaunlichen Schnelligkeit lief Ira auf Amelia zu, die sich ebenfalls schnell zu den Ortungskonsolen bewegte. In ihrer rechten Hand hielt die jüngere Schwester einen Kombistrahler, den sie wer weiß woher in der kurzen Zeit beschafft hatte.

Sie schrie unzusammenhängend mit sich überschlagender Stimme. Dann begann sie mit voller Leistung und aus kürzester Entfernung zu feuern, bevor Ira sie erreichen konnte.

Joseph, der gleichfalls schrie und zu Amelia springen wollte, hatte das Gefühl, als würde ihn jemand gewaltig vor die Brust stoßen; er wurde in die Luft gehoben und nach hinten geschleudert, seine Ohren dröhnten von einem furchtbaren Knall, und vor seinen Augen tanzten Sterne.

Diejenigen, die versucht hatten, sich aufzurichten, wurden von der Wucht des Drucks umgerissen. Dichter Qualm quoll aus aufgeplatzten Maschinenteilen, Stichflammen schossen an mehreren Stellen empor.

Amelia Roussot hatte mit der Waffe an den veralteten Konsolen ganze Arbeit geleistet.

“Großer Gott”, keuchte der Cajun, der beißende Rauch quälte seine Kehle. “Was ist mit den beiden Mädchen ...”

Er rappelte sich hoch, taumelte verwirrt durch den Raum und stolperte über einen Körper.

“Nein ... nein ...”, stieß Joseph verzweifelt hervor, als er an der Kleidung Amelia Roussot erkannte. Ihr Gesicht war von der Explosion völlig zerstört worden.

Er versuchte vergeblich, ihren Puls am Hals zu finden. Sie atmete nicht mehr.

Eine dünne Stimme erklang nicht weit von Joseph. Es war Ira, die den Namen der jüngeren Schwester flüsterte. Ihre Kleidung rauchte an mehreren Stellen, wo sie von glühenden Metallteilen getroffen worden war. Joseph schrie nach dem Medorobot, der die Schwerverletzte aufnahm und zur Medostation brachte.

Alle anderen hatten sich inzwischen in Sicherheit gebracht; Joseph fand sie im Freien in einem Innenhof. Sie waren nur leicht oder gar nicht verletzt, jedoch völlig verstört und verwirrt, vollgepumpt mit Medikamenten, die ihre Schmerzen und den Druck wenigstens für ein paar Stunden ein bißchen linderten, allerdings den Verstand nur noch mehr umnebelten.

“Wieder mußte jemand sterben”, flüsterte Anja Shriver, als Bunny, der von der Explosion angelockt worden war, die Tote aus der Zentrale zur Medostation brachte. “Wozu das alles?”

“Amelia ist durchgedreht, als sie die Hoffnungslosigkeit unserer Situation erkannte. Die Stachler müssen aber irgendwie gemerkt haben, daß wir sie geortet haben”, versuchte Joseph eine Erklärung zu finden.

“Die Stachler?” wiederholte Dewey Balfa.

“Ich nenne sie so wegen ihres merkwürdigen Raumschiffs, das wie ein Phillox aussieht.”

“Der Name paßt. Ich hab’ nämlich das Gefühl, als würde jemand mit tausend Nadeln auf mich einstechen.”

“Wir dürfen den Faden nicht verlieren”, mahnte Anja erschöpft. “Wir sind in höchster Gefahr. Die ständige Beeinflussung durch diese ... Stachler treibt uns in den Wahnsinn. Das erste Mitglied unseres Teams hat es bereits erwischt ... mit tödlichen Folgen. Von jetzt an mußt du uns alle ganz genau beobachten, Joseph, bevor wieder so etwas Furchtbares geschieht.”

“Dann wissen sie jetzt, wo wir sind?” fragte Pepe vorsichtig. Er meinte die Stachler.

Die anderen starnten ihn an. Niemand konnte sich erklären, wie der Junge so schnell die Zusammenhänge erkannt hatte. Offensichtlich war er schon eine Weile wach gewesen und hatte den Zusammenbruch der Ortung mitbekommen.

Die Leiterin des Camps wurde noch bleicher, als sie ohnehin schon war.

“Du hast recht, Pepe. Wir ... müssen die Station sofort räumen, bevor sie zu weiteren Maßnahmen greifen. Die harmloseste davon ist, daß sie einen Erkundungsstrupp schicken. Daran glaube ich weniger. Sie werden eher verhindern wollen, daß wir uns weiter mit ihnen beschäftigen. Da sie mehrere Stunden gebraucht haben, bis sie unsere Ortungssignale angepeilt und darauf reagiert haben, hoffe ich, daß uns noch genug Zeit bleibt. Gebt sofort allen Bescheid, das Allernötigste zusammenzupacken! Der Shift und die beiden Gleiter müssen startklar gemacht werden. Wir werden versuchen, Swamp City zu erreichen. Vielleicht finden wir unterwegs auch die Kommission, deshalb werden wir uns an die offizielle Route halten.”

Sie hielt inne und preßte erschöpft die Handflächen an ihre Schläfen. “Ich zähle auf euch”, fügte sie dann hinzu.

Die Leute stolperten davon. Nur Joseph, Pepe und Michael Doucet blieben zurück.

Anja Shriver schloß die Augen und lehnte sich an Michael.

“Wenn es nur endlich aufhören würde ...”, wimmerte sie.

Der ehemalige Beausoleil sah sehr bekümmert aus. „Es tut mir leid, Anja. Dabei schien alles so gut anzufangen ...”

Sie öffnete die Augen und straffte ihre Haltung.

“Es wird auch wieder gut werden”, sagte sie fest. Sie ergriff seine Hand und drückte sie. “Wir dürfen nur jetzt nicht aufgeben. Komm, es gibt viel zu tun.”

3. Dezember, kurz vor Sonnenaufgang

Obwohl Anja Shriver zur Eile gemahnt hatte, brauchten die Menschen die ganze Nacht, um Waffen, Überlebenspakete und die wenigen Habseligkeiten, die ihnen lieb und teuer waren, zusammenzupacken. Immer wieder brachen sie vor Schmerz und Erschöpfung zusammen, kurze Schlafpausen waren unumgänglich.

Nachdem Anja Shriver sogar die unterirdische Anlage stillgelegt hatte, waren sie dem anstrengenden Klima und den unbarmherzigen Mückenschwärmen weitgehend hilflos ausgeliefert.

Die Stationsleiterin ließ überall Notfackeln aufstellen. Sie vertraute nicht einmal mehr den tragbaren Lampen, obwohl ihre meßbare Energieleistung nur minimal war und in 400 Kilometer Entfernung bestimmt nicht mehr angepeilt wurde. Aber sie wollte nicht das geringste Risiko mehr eingehen.

Camp Mirage lag ziemlich verborgen im Dschungel; das Feuer der Fackeln wurde von dem dichten Blätterdach verschluckt. Sollten die Fremden bereits auf der Suche sein, würde es jetzt nicht mehr so einfach sein, sie in der grünen Hölle zu finden, durch die. Vielzahl an Lebewesen gab es genügend andere Wärmequellen, die in die Irre führten.

Der Shift wurde mit allen Waffen, die auffindbar waren, vollgepackt. Das waren herzlich wenige, aber besser als nichts. Die beiden Gleiter sollten von Joseph Broussard und Pepe geflogen werden; die beiden sollten

als Kundschafter fungieren. Anja war sich darüber im klaren, daß auf keinen der Beeinflußten Verlaß war. Sie sollten auf Sichtkontakt fliegen und darauf achten, daß der Autopilot des Shifts nicht plötzlich verrückt spielte.

Pepe und Joseph Broussard hatten ihre Sachen sehr schnell gepackt: Macheten, ein Überlebenspaket mit Angelschnur, Köder, Notfallrationen und Medikamenten, dazu zwei, drei persönliche Sachen, hastig in Hosentaschen gesteckt, bevor der andere sie sehen konnte. Das meiste verstaute der Cajun in den Vordertaschen eines Rucksacks, den er schon seit Jahren stets auf längere Ausflüge mitnahm.

Einige Zeit beschäftigte er sich umständlich mit der Haupttasche, stopfte, raschelte und murmelte, bis Pepe ihm neugierig über die Schulter schaute. In diesem Moment schloß Joseph bereits die Lasche.

Er hielt dem Jungen den Rucksack hin. "Hier, box mal so kräftig du kannst dagegen."

Pepe gehorchte und machte ein verdutztes Gesicht. "Weich und trotzdem unnachgiebig!"

Joseph lachte. "Das ist Joseph Broussards Spezialverpackung—da geht absolut nichts durch! Geeignet für das Wertvollste und Unentbehrlichste eines Mannes, der so lebt wie ich."

"Und was ist das?"

"Na, rate mal."

*

Dewey Balfa hingegen war schon völlig verzweifelt. Seine eigenen Sachen hatte er schnell gepackt und zum Shift gebracht, dann hatte er sich um Fran Duret kümmern wollen.

Die rüstige alte Dame war inzwischen wieder auf den Beinen, ihr mächtiger Körper wirkte kraftvoll und würdevoll wie eh und je. Sie hatte ihre grauen Haare zusammengesteckt und strahlte eine ungeheure Ruhe aus.

Nur an den tiefen Furchen in ihrem Gesicht war zu erkennen, was sie durchmachte. Sie sprach sehr viel langsamer und weniger als sonst.

Joseph und Pepe trafen kurz vor der Dämmerung bei ihr ein. Dem Cajun versetzte es einen schmerzhaften Stich, als er sah, daß sie auf dem offenen Feuer einen Teekessel aufgesetzt hatte. Auf einem Gitter daneben lagen gegrillte, gefüllte Korbipilze.

"Greift zu!" forderte sie die beiden auf.

Pepe ließ sich nicht lange bitten. Er hatte wohl begriffen, wie ernst die Situation war. Das hinderte ihn aber nicht, zuzugreifen, wenn sich ihm etwas Köstliches bot.

"Fran, dazu haben wir keine Zeit mehr", sagte Joseph so sanft wie möglich.

Er wußte genau, daß die Lafayetterin sehr gereizt auf Aufforderungen, Vorschriften und so weiter reagierte.

"Das sagt mir dieser junge Mann hier auch andauernd", entgegnete Fran und deutete auf Dewey Balfa, der nervös umhertigerte. "Aber ihr scheint nicht zu begreifen, daß ich nicht gehen werde."

Joseph sah zu Dewey, der stumm und resigniert nickte.

"Das ist nicht dein Ernst, Fran", sagte er verstört.

"Doch, es ist mein Ernst. Ich bin hier zu Hause, und ich bin alt. Niemand vertreibt mich von hier, niemand! Und ich gehe nicht in dieses Schlammloch namens Swamp City. Ich kann dieses Schwein Zavass nicht ertragen, außer wenn 4000 Kilometer zwischen uns liegen."

"Fran, es wird bestimmt immer schlimmer werden mit der Beeinflussung. Dir ging es ohnehin schon so schlecht du mußt dich in Sicherheit bringen!"

"Ach was, ich habe lange genug gelebt. Wenn es sein soll, dann sterbe ich eben, aber *hier*, in meinen *eigenen* vier Wänden. Als Camp Mirage gebaut wurde, wußte ich, daß ich hier meinen Lebensabend verbringen würde. Und dabei bleibt es!"

"Dann bleibe ich auch hier, bei dir!" verkündete Pepe entschieden und verschränkte zur Bekräftigung die Arme vor der schmalen Brust.

"Red keinen Blödsinn, mein Sohn! Selbstverständlich gehst du mit Joseph!" schnaubte Fran Duret.

"Mir hat noch niemand vorschreiben können, wohin ich gehe", beharrte Pepe. "Dewey hat recht, du kannst keinesfalls hier ganz allein bleiben. Ich werde auf dich aufpassen, daß dir kein Stachler was antut!"

“Du gehst, sage ich!”

“Nein. Ich bleibe bei dir. Dewey und Joseph passen auf die anderen auf und ich auf dich. Ich bin hier zu Hause, ich kenne gute Verstecke vor den Stachlern.”

“Pepe”, mischte sich Joseph Broussard vorsichtig ein, “wenn Fran mitkommt, dann bleibst du aber nicht allein zurück, nicht wahr?”

“Natürlich nicht, Jop. Ich gehe nur nicht ohne Fran.”

Einige Zeit herrschte Stille im Raum. Dewey und Joseph hielten den Atem an.

“Tjaaa”, machte Fran Duret schließlich gedeckt. “Tja, da bleibt mir wohl kaum etwas übrig, nicht wahr?” .

Die beiden älteren Männer stießen erleichtert den Atem aus.

“Darf ich dann endlich packen, Fran?” bat Dewey.

“Na schön. Es ist nicht viel. Eine alte Frau wie ich trägt ihre Erinnerungen nur noch im Verstand mit sich herum. Materielle Dinge wären viel zuviel Ballast. Das Haus würde ja glatt auseinanderbersten, Jungs.” Sie lächelte, gelassen wie immer. “Im Grunde ist es auch gar nicht so wichtig, wo man lebt, wenn man zufrieden ist. Aber alte Leute wehren sich gegen Veränderungen. Haltet das Fran Duret zugute. Und nun—laßt uns endlich gehen!”

Sie griff nach einer Beuteltasche, die sie stets mit sich führte, und nickte den Männern zu.

“Ist das alles?” fragte Dewey verdutzt.

“Alles, was ich brauche, ist da drin verwahrt. Ich trenne mich niemals von diesen Dingen, mein Junge. Was ich sonst nicht mit mir herumtrage, brauche ich auch nicht mit mir zu nehmen. Kleidung wird’s in Swamp City ja wohl geben, selbst für meine Größe.”

*

Als sie beim Shift eintrafen, wurden sie schon sehnsgütig erwartet.

“Wo bleibt ihr denn?” rief Michael Doucet vorwurfsvoll. “Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!”

“Jetzt sind sie ja da”, sagte Anja beruhigend. “Fran, ich bin froh, daß du dich anders entschieden hast.” Die alte Frau lächelte. “Ich ziere mich gern ein bißchen.”

Sie stieg ohne weitere Umstände in den Shift, in dem es sehr eng war, dennoch fand sich auch für sie ein Platz an Ira Roussots Seite. Die Frau erkannte sie und hob schwach eine Hand. Fran Duret ergriff die Hand und musterte die Schwerverletzte kritisch. Dann nickte sie, und ihr Gesicht hellte sich auf.

“Du wirst es schaffen, Mädchen. Vertrau nur der alten Fran.”

“Ich danke dir, Fran”, hauchte Ira Roussot. “Du gibst mir wieder Hoffnung.” Aus ihren blutunterlaufenen, blau verschwollenen Augen rannen Tränen. “Ich wünschte, du könntest Amelia dasselbe sagen ...”

Fran tätschelte ihre Hand. “Nun, nun, Herzchen, daran wollen wir jetzt nicht denken. Zuerst bringen wir dich wieder auf die Beine. Und wenn du dich wieder deines Lebens erfreuen kannst, darfst du deine Schwester betrauen und die Erinnerung an sie für den neuen Beginn mitnehmen.”

Fran sah in die Runde und merkte, daß alle zugehört hatten.

“Macht es euch ein bißchen bequem”, forderte sie ihre Leidensgefährten auf. “Versucht zu schlafen, das hält den Schmerz fern. Ich weh, wie es euch geht; mir geht es nicht besser. Vertrauen wir Joseph und Pepe, daß sie uns heil ans Ziel bringen.”

Anja Shriver stieg als letzte ein und schloß den Shift. Sie überprüfte nochmals den Autopiloten und gab dann Joseph Broussard, der sie aus dem Gleiter beobachtete, das Zeichen zum Aufbruch. Der wiederum gab das Startsignal an Pepe weiter, der zusammen mit Bunny im zweiten Gleiter saß.

Die drei Maschinen erhoben sich langsam in die Luft, stiegen rasch über Camp Mirage und die Baumwipfel in den Luftraum und nahmen Kurs auf Swamp City.

Anja Shriver wandte sich an Michael Doucet, der neben ihr saß.

“Ich möchte nicht zurückschauen”, sagte sie leise. Ein Blick zu den anderen zeigte ihr, daß sie ebenso empfanden.

Keiner von ihnen/wußte, wann sie wieder in die Station zurückkehren und ihre Arbeit fortsetzen würden. Jedem von ihnen war bewußt, daß sie eine zwar problembehaftete, trotzdem auch schöne und unbeschwerde Zeit hinter sich ließen. So hatte sich keiner von ihnen den Abschied vorgestellt.

Sie waren knapp zehn Kilometer geflogen, als eine gewaltige Explosion in ihrem Rücken ihre Aufmerksamkeit erregte.

Drei rund zwanzig Meter lange, unbekannte Flugobjekte mit ähnlichen Stachelauswüchsen wie das mysteriöse Raumschiff auf der Außenhülle schwebten über der Position, wo sich Camp Mirage befand.

Befunden hatte.

Die Explosion war durch massiven Beschuß aus den Flugobjekten ausgelöst worden, der nun ununterbrochen fortgesetzt wurde. Camp Mirage und das Sumpfland in einem Umkreis von vierhundert Metern wurde beschossen, zerstrahlt, verdampft, dem Erdboden gleichgemacht.

Nichts blieb übrig, nur schwarze, verbrannte Erde und eine gewaltige schwarze Rauchsäule, die sich wie ein finstres Mahnmal über den Dschungel von Bajou hinweg in den Äther erhob.

6. Flucht

Joseph Broussard fackelte nicht lange: Sobald er die Schiffe der Fremden gesichtet hatte, änderte er den Kurs und tauchte in den Dschungel ein, entlang einer Flugschneise über einem mächtigen Flußlauf, die er und Pepe schon vor langer Zeit ausgekundschaftet hatten.

Diese natürliche Schneise zog sich über mehrere hundert Kilometer hinweg Richtung Nordwesten hin und bot den besten Schutz vor Verfolgern—sofern diese nicht den Energieemissionen folgten.

Aber wenigstens boten sich die Menschen nicht direkt auf dem Präsentierteller dar. Allerdings kamen sie so auch langsamer voran.

Anja Shriver begriff schnell, änderte den Kurs des Autopiloten und setzte sich hinter die beiden Gleiter. Es war nach wie vor kein Funkkontakt möglich, aber man konnte sich durch bestimmte Flugmanöver, Handzeichen und bei sehr langsamem Flug auch mit Zurufen verständigen.

Joseph sah zu Pepe hinüber, der den Gleiter mühelos flog, obwohl er, wie auch die anderen, zunehmend unter dem geistigen Druck zu leiden begann. Aber möglicherweise unterstützte ihn Bunny.

Erst dann gestattete der alte Haudegen sich einen wehmütigen Gedanken an das zerstörte Camp, an sein Haus, das er selbst aufgebaut hatte.

Plötzlich verschwamm ihm die Sicht. Einen Moment war er wie erstarrt.

Wurde er nun auch von den Fremden angegriffen?

Hatten sie etwas gegen die Immunität gefunden?

Erschrocken fuhr er über sein Gesicht, die Augen; er ertastete Feuchtigkeit, in den Augenwinkeln, auf den Wangen.

“Närrischer alter Mann!” schimpfte er rauh vor sich hin, erleichtert und wütend zugleich. “Kaum übernimmst du ein bißchen Verantwortung, schon greinst du wie ein Baby.”

Nein, das war es nicht. Es war einfach wieder ein Stück Gegenwart, das innerhalb eines Augenblicks zu Vergangenheit geworden war, das er zerbrochen hinter sich ließ—for immer.

Zwei Tote, dazu all die Tiere in den Bassins, für die er gesorgt hatte. Und die Tiere, die in der Nähe des Camps gelebt hatten, mit deren Lauten er am Abend eingeschlafen und am Morgen erwacht war, mit denen Pepe unbesorgt gespielt hatte. Obwohl manche von ihnen in ihm statt eines Spielkameraden wohl eher einen knusprigen Happen gesehen hatten. Manche von ihnen waren auch ihm selbst vertraut gewesen, vor allem die neugierigen Papageienvögel und die Affenbeutler; immer hatten sie von seinem Tisch, wenn er draußen

gegessen hatte, Leckereien stibitzt ...

Aber die anderen, seine Freunde, seine Kameraden, sie lebten, vor allem Pepe, Fran, Anja und Michael. Sie hatten sich ihm anvertraut, und es lag allein an ihm, sie unversehrt nach Swamp City zu bringen.

Mochte geschehen, was wolle, aber er mußte dafür sorgen, daß sie es schafften. Noch einen Toten mehr könnte er nicht ertragen ...

*

Mehrere Stunden des Flugs zogen sich hin, ohne daß etwas geschah. Der Shift flog ruhig hinter den beiden Gleitern her.

Der Flußlauf schlängelte sich unverändert durch die grüne Hölle und teilte sie in zwei Hälften. Trotz der geringen Höhe waren keine Einzelheiten auszumachen; alles war ein einziger verschwommener, giftgrün dampfender Brei, gefürchtet von einem Graben mit schlammigem, abwechselnd braunem, grünem und blauem Wasser.

Seltsam, daß nie jemand daran gedacht hat, diesen Fluß einen Namen zu geben, obwohl er so groß ist, dachte Joseph.

Aber die Wissenschaftler im Camp interessierten sich nicht für derlei Dinge. Die hiesigen Siedler waren größtenteils längst aufgrund der schlechten Bedingungen geflüchtet. Diejenigen, die noch verborgen in der Wildnis lebten, litten wahrscheinlich ebenso wie Josephs Freunde, und keiner konnte ihnen helfen.

Die Fremden würden sie immerhin nicht finden können, denn sie lebten unter sehr einfachen Bedingungen. Wenn die Beeinflussung sie nicht irgendwann tötete, hatten sie gute Chancen, eines Tages zum normalen Leben zurückkehren zu können, ohne den Verlust ihres Heims hinnehmen zu müssen.

Dann meldete sich auf einmal die Ortung. Joseph fuhr aus seinen Gedanken hoch.

Abseits der Normalroute, ungefähr 150 Kilometer voraus, ortete er zwei fliegende Objekte. Ein heißer Schreck durchfuhr ihn.

Der löste sich gleich darauf in Erleichterung auf. Es waren die beiden längst erwarteten Shifts!

Doch Grund zur Euphorie war keiner gegeben. Die Shifts hielten Kurs auf das Gebiet, wo das fremde Raumschiff geortet worden war.

Dabei verhielten sie sich sehr ungewöhnlich, hielten keine Linie, sondern flogen in wirrem Zickzack. Vermutlich wurde dies durch manuelle Steuerung verursacht—aber so stark?

“Sie haben die Shifts nicht unter Kontrolle”, stieß Joseph zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. “Verdamm! Oder die Fremden versuchen sie mit einem Traktorstrahl heranzuziehen. Wie auch immer, das müssen wir verhindern!”

Die Erleichterung, daß die Vermißten noch lebten, mischte sich mit der Sorge, sie rechtzeitig abfangen zu können.

Er schloß zu dem Shift auf; AnjaShriver schien nur darauf gewartet zu haben, denn sie begann wild zu gestikulieren, kaum daß Joseph sie im Blickfeld hatte. Sie hatte dieselbe Ortung empfangen und richtig gedeutet.

“Hab’ schon verstanden”, brummte er. Er machte sich nicht die Mühe, den Gleiter zu öffnen und zu schreien, bei dem Flugwind verstand man sowieso nichts. “Du übernimmst die manuelle Steuerung und fliegst hin. Das wollte ich ohnehin vorschlagen.”

Er nickte heftig und deutete zuerst auf sich, dann auf die neue Flugrichtung.

Ich übernehme die Führung, bedeutete das.

Anja nickte ebenfalls und hielt beide Daumen hoch. Joseph drehte den Kopf zu Pepe, der auf der anderen Seite aufgeschlossen hatte, und bedeutete ihm, sich hinter den Shift zu setzen.

Pepe grinste sein unschuldiges Jungenlächeln zur Bestätigung und fiel zurück.

Joseph überlegte, ob er das Risiko eines schnelleren Flugs über den Sümpfen riskieren sollte. Sofort entschied er sich dafür. Es spielte ohnehin keine Rolle mehr.

Sie näherten sich direkt dem unheimlichen Raumschiff der unsichtbaren Fremden. Es zählte nur noch, die beiden LFT_Shifts rechtzeitig abzufangen und dann wieder in einer Flußschneise unterzutauchen.

Der Cajun zog den Gleiter hoch und beschleunigte. Ein kurzer Blick auf die Ortung zeigte ihm, daß die anderen beiden ihm folgten, während die zwei LFT_Shifts nach wie vor im Zack herumkurvten.

Als sie endlich in Sichtweite kamen, war er keine Sekunde zu früh: Plötzlich begannen die beiden Shifts abzutrudeln, der eine dem anderen nach, fingen sich rechtzeitig über den Baumwipfeln wieder ab, stiegen auf und stürzten endgültig ab.

Trudelnd, völlig außer Kontrolle, schossen sie über das wogende Blätterdach des Dschungels hinweg, rissen halbe Wipfel mit sich, sanken immer tiefer und vollzogen nach mehreren lärmenden und materialverschleißenden Auseinandersetzungen mit Büschen und Bäumen eine Bauchlandung auf einer kleinen Lichtung.

“Was ist da passiert?” fragte sich Joseph selbst laut. Er spürte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich. “Sind die beschossen worden?”

Entsetzt beobachtete er den Absturz der beiden Shifts und wartete auf die unvermeidliche Explosion.

Sie erfolgte nicht. Möglicherweise war es nur ein Fehlverhalten gewesen, kein Angriff der Fremden.

*

Auf der Lichtung gab es nicht mehr allzuviel Platz für eine Landung. Joseph und Pepe brachten ihre Gleiter sicher nach unten, aber Anja Shriver schaffte es nicht. Bedingt durch das geistige Handikap und die Platzenge vollführte sie eine Bauchlandung, bei der einiges am Shift zu Bruch ging.

Der Mannschaft war nichts geschehen, alle stiegen unversehrt aus. Fran Duret blieb bei Ira Roussot. Inzwischen öffneten sich die beiden anderen Shifts. Einige sehr verwirrte Menschen stiegen aus.

Die Begrüßung fiel—selbst an diesem Rahmen der geistigen Schwäche gemessen—begeistert aus; jedes Team freute sich, das andere bei guter Gesundheit zu sehen.

Die Gruppe der Schiffbrüchigen bestand aus sechs Wissenschaftlern und zwölf bewaffneten Begleitern, allesamt Terraner. Der Begleitschutz besaß flugfähige Kampfanzüge und allerhand Waffen.

Alle waren ebenso leidend und verwirrt wie die Leute vom Camp. Nachdem sie von Swamp City aufgebrochen waren, hatten sie etwa auf der Hälfte des Weges versucht, Funkkontakt mit Swamp City aufzunehmen.

Dabei war mit ihnen dasselbe passiert: Ein furchtbare Stakkato, das sie fast in den Wahnsinn trieb. Glücklicherweise hatten sie zu diesem Zeitpunkt eine Pause eingelegt, was einen ersten Absturz verhindert hatte.

Da, kein Medorobot verfügbar war, hatten sie sehr viel länger gebraucht als die Leute im Camp Mirage, um wieder so weit auf die Beine zu kommen, daß sie weiterfliegen konnten. Einige Zeit ging das mit dem Autopiloten gut, bis sie weit voraus zwei fremde Flugobjekte geortet hatten.

Die Terraner hatten die manuelle Steuerung wieder übernommen und sich vor den Fremden versteckt. Die Vermutung, daß diese etwas mit dem schlechten körperlichen und geistigen Befinden und dem kompletten Ausfall des Funks zu tun hatten, lag sehr nahe.

Danach hatten sie nicht mehr gewagt, mit dem Autopiloten weiterzufliegen, waren jedoch durch die ständige Beeinflussung weiter vom Kurs abgekommen. Irgend etwas zwang sie immer wieder auf eine bestimmte Route, dorthin, wo das Gefühl, von innen nach außen gestülpt zu werden, seinen Ursprung hatte ...

Sie waren heilfroh, endlich aufgehalten worden zu sein. Joseph bemerkte deutlich, daß sie zeitweise desorientiert gewesen waren und weitaus mehr unter den furchtbaren Auswirkungen der fremden Beeinflussung zu leiden hatten.

Auch Anja Shriver und ihre Leidensgefährten litten zusehends unter mehr Schmerzen und geistiger Verwirrung. Das lag wohl nicht nur am Nachlassen der Wirkung der Medikamente, sondern auch am näheren Einflußbereich der Fremden.

Die Xeno_Biologin brauchte über eine Stunde, um einen einigermaßen zusammenhängenden Bericht zustande zu bringen.

Danach waren alle so erschöpft, daß sie sich hinlegen mußten. Joseph, Pepe und Bunny versorgten sie mit Nahrungskonzentraten und Medikamenten.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Es hatte keinen Sinn mehr, noch etwas unternehmen zu wollen.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß alle, inklusive Fran und die Schwerverletzte, gut versorgt waren, legte sich auch Joseph Broussard jr. zur Ruhe. Obwohl er geglaubt hatte, vor Sorge über einen eventuellen Überfall der Stachler nicht schlafen zu können, war er schon nach einer halben Minute tief und fest eingeschlummert.

Alle schließen die ganze Nacht hindurch, ohne gestört zu werden; selbst die Dschungelbewohner verhielten sich erstaunlich ruhig.

7. Fliegende Eier

“Wir sind völlig abgeschnitten”, stellte Aaron Cremer, der Kommandant der Begleityruppe, fest. “Ich bin sicher, daß das Störfeld den ganzen Planeten umschließt und Lafayette von der Galaxis isoliert.”

“Wir sollten so schnell wie möglich nach Swamp City zurückkehren,<, meinte ein Wissenschaftler. “Dort steht unsere Fähre, mit der wir gekommen sind. Damit können wir von Lafayette starten und im Raum Funkkontakt mit unserem Schiff aufnehmen, das uns ursprünglich in einer Woche abholen sollte.”

“Nicht so schnell!” widersprach Aaron Cremer. “Zuerst müssen wir untersuchen, was hier vor sich geht. Wenn wir mit dem weltumspannenden Störfeld recht haben, wird Zavass schon selbst handeln.”

“Ich gebe dir recht”, meldete sich Michael Doucet zu Wort. “Bisher wissen wir überhaupt nichts. Wer sind diese Fremden? Woher kommen sie? Was bezwecken sie mit diesem Handeln?”

“Leider haben wir nichts außer einem Phantombild.” Anja Shriver zeigte einen Würfel mit einer holografischen Aufzeichnung des Stachelraumschiffs.

Keiner der LFT_Delegation hatte jemals etwas Ähnliches gesehen. Aaren Cremer behauptete steif und fest, daß ein solches Objekt noch nie in der Geschichte der Menschheit in der Milchstraße gesichtet worden sei. Niemand hatte einen Grund, ihm zu widersprechen.

“Unsere Aufgabe ist es, festzustellen, wer diese Fremden sind”, fuhr der Kommandant fort. “Vielleicht gelingt uns eine Kontaktaufnahme, mit der wir zumindest ein paar Mißverständnisse aus dem Weg räumen können, vielleicht sogar die Fremden dazu bringen, diese katastrophale Strahlungsquelle abzuschalten”:

“Meinst du, daß sie keine Ahnung haben, was diese Strahlung bewirkt?” fragte Dewey Balfa ungläubig. “Aus welchem Grund sollten sie dann unser Camp zerstören, nachdem wir sie geortet haben? Ich glaube eher, daß die ganz genau wissen, was sie wollen und daß das keinesfalls positive Folgen für uns haben wird.”

“Was schlägst du dann vor?”

“Daß wir hingehen und ihnen eins auf die Nase geben, natürlich!”

“Ihr seid ja verrückt!” erklang eine volltönende Stimme. Fran Duret erschien, aufrecht und voller Autorität. “Wie viele Tote soll es denn noch geben?”

“Wie meinst du das?” fragte Anja alarmiert.

“Ich bin nur gekommen, um euch mitzuteilen, daß Ira gerade gestorben ist.”

Einen kurzen Moment herrschte lärmende Stille, und die Leute vom Camp wurden sehr blaß.

“Aber es ging ihr doch besser”, stieß Michael Doucet hervor.

Fran Duret nickte. “Ihr habt sicherlich an euch selbst gemerkt, daß der geistige Druck auf uns wieder zunimmt. Das hat sie, geschwächt, wie sie war, umgebracht. Vor einer Stunde begann sie zu delirieren, dann fiel sie ins Koma. Ich habe euch nicht geholt, weil mir klar war, daß sie nie mehr erwachen würde. Vor ein

paar Minuten hat sie aufgehört zu atmen; die entsprechenden Zentren in ihrem Gehirn müssen ausgefallen sein, und ihre Organe haben die Arbeit eingestellt. Mit den hier verfügbaren Mitteln konnte ich nichts mehr für sie tun.”

Michael Doucet hieb mit der Hand auf die Erde und sprang auf.

“Es reicht!” rief er. “Wir müssen etwas unternehmen!”

“Reiß dich am Riemen, Junge”, knurrte Fran Duret. “Genau das sollt ihr eben nicht tun. Wir sollten machen, daß wir hier wegkommen. Den Autopiloten einstellen und mit Höchstgeschwindigkeit ab nach Swamp City Wir haben sonst keine Chance.”

“Leider haben wir die auch so nicht”, meldete sich ein Techniker zu Wort. “Wir haben die Shifts untersucht. Der eine Liga_Shift ist völlig im Eimer, der andere und unser eigener Shift haben bei der Landung einiges abbekommen und müssen zuerst repariert werden, bevor wir weiterfliegen können. Und das dauert, weil wir nur Notwerkzeug haben und außerdem geistig nicht besonders rege sind.”

“Wie lange?” fragte Aaron Cremer knapp.

“Ein, zwei Tage. Wir haben schon angefangen, aber jede körperliche Anstrengung kostet mindestens eine Viertelstunde Pause. Wir haben den Eindruck, als ob uns der Kopf platzen würde. Und wir müssen die Shifts in Ordnung bringen, einen zweiten Absturz dürfen wir nicht riskieren.”

Der LFT_Kommandant nickte. “Dann werden wir uns inzwischen bei den Fremden umsehen.”

Er musterte Fran Duret, die fast direkt vor ihm stand und ihm an Körpervolumen vollkommen ebenbürtig war.

“Ich denke dabei auch an die anderen auf Lafayette. Wenn es das einzige Schiff ist, können wir vielleicht etwas bewirken.”

Fran Duret maß ihn von oben bis unten. “Ein Opfer also.”

“Wenn es sein muß.”

Einen Moment starnten sie sich stumm in die Augen, dann nickte die alte Lafayetterin. “Leider muß es wohl sein.”

“Wir werden dich begleiten, Aaron”, sagte Anja Shriver.

Sie deutete auf sich, Michael Doucet, Dewey Balfa und fünf Wissenschaftler. Die Menschen hatten sich alle bewaffnet und Antigravaggregate umgeschnallt.

Das brachte Fran Duret aus der Fassung. “Hast du nicht gehört, was er gesagt hat?”

Die Xeno_Biologin nickte. “Trotzdem muß ich mitgehen, Fran. Kannst du das nicht verstehen?”

Fran Duret brummte widerwillig. “Ich hoffe, daß es nicht zum Äußersten kommt.”

“Wir werden sehr vorsichtig sein, ich verspreche es dir. Ich lege keinen Wert auf eine kriegerische Auseinandersetzung, und ich werde das Kommando haben. Aaron wird sich nach uns richten müssen, nicht umgekehrt.” Sie sah den Kommandanten an. “Einverstanden?”

“Einverstanden. Trotzdem werden wir für alle Eventualitäten gerüstet sein.”

Aaron Cremer ließ das schwere Geschütz aus dem Wrack des Shifts ausbauen und auf einer Antigravplattform befestigen.

Während sie sich auf den Aufbruch vorbereiteten, lachte Michael Doucet plötzlich los. Es war ein schmerzvolles, hysterisches, verzweifeltes Lachen.

“Freunde”, sagte er, “wenn ich euch so anschau, wird mir schlecht. Wie habt ihr euch das eigentlich vorgestellt, daß wir dort ankommen sollen? Kennt ihr den Weg? Bringt ihr eure fünf Sinne soweit zusammen, das zu schaffen?”

Betretenes Schweigen trat ein.

“Ich folge einfach meinem Gefühl”, behauptete Aaron Cremer.

“Und landest im erstbesten Sumpfloch”, erwiderte Dewey Balfa. Dann deutete er auf Pepe und Joseph Broussard. “Ohne die beiden schaffen wir es nicht.”

Pepe Adamsapfel begann aufgeregt zu hüpfen. Ersah Joseph an. “Was meint er damit?”

“Er meint, daß wir beide die Truppe führen sollten”, antwortete der Cajun ruhig.

“Immerhin kennt ihr den Sumpf wie kein anderer.”

“Und ich bin immun. Pepe ist nicht ganz so betroffen wie ihr.”

“Was für eine Ironie”, murmelte Aaron Cremer.

Der ehemalige Beausoleil wandte sich ihm zu und lachte rauh. “Das kannst du laut sagen, Freund.”

Er nickte Pepe zu. “Hol Bunny! Er soll uns ebenfalls begleiten. Wenn schon, dann das gesamte Team.”

Fran Duret stand ruhig da, ohne einen Ton von sich zu geben. Sie rührte sich auch nicht, als Pepe sie zutraulich umarmte und ihr versprach, alles wiedergutzumachen.

Joseph lächelte ihr nur kurz zu, und sie nickte. Dann wandte sie sich ab, um sich um Ira Roussots Beisetzung zu kümmern. Niemand sah die Tränen, die dabei über ihre Wangen liefen.

Kurz darauf brach die Gruppe auf.

*

Joseph Broussard hatte keine Orientierungsschwierigkeiten. Er hielt sich an die vorhandenen Informationen und suchte wie ein Pfadfinder seinen Weg durch die Sümpfe.

Pepe, der anfangs eifrig mit dabei war, fiel bald aus. Ihm machte die Strahlung, je näher sie den Fremden kamen, immer mehr zu schaffen.

Die anderen hielten sich gut, soweit es ging, trotz der Schmerzen. Joseph mußte etwa alle zwei Kilometer eine Pause einlegen, in der er betäubende Medikamente verabreichte und ein kurzes Nickerchen gestattete. Je weiter sie vorankamen, desto verwirrter und unaufmerksamer wurden seine Gefährten, einschließlich Pepe.

Nur er und Bunny blieben völlig unbeeindruckt. Der Roboter hopste voraus, um die Lage zu erkunden und eventuelle Stachler zu orten, und Joseph achtete ängstlich auf jeden Laut. Der Weg an sich war nicht schwierig, da alle flogen; trotzdem gab es noch genügend Gefahren.

Doch alles blieb ruhig. Die Tiere schienen sich verborgen zu halten oder geflohen zu sein.

Was für eine befremdliche, unheimliche Situation!

Joseph war vor Jahren nach seinem Unfall nach Lafayette gekommen, weil ihm hier alles vertraut war. Es war sein Geburtsort, seine Heimat, die er kannte wie sich selbst.

Niemals hatte es hier eine Form von Bedrohung gegeben. Es war der richtige Ort für einen alternden Mann, um das Leben und die Natur zu genießen.

Und von einem Moment zum anderen war alles anders geworden. Er verstand nicht, was um ihn herum vorging, er begriff nur, daß seine Welt bedroht war und er als einziger noch in der Lage war, sich zurechtzufinden.

Seine Freunde und Gefährten, die normalerweise viel vernünftiger waren als er, ohne närrische Gedanken, Träume und Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit; diese Menschen, zu denen er in gewisser Weise stets aufgeschaut hatte, waren völlig verändert. Die einfachsten Handlungen waren zum Problem geworden, sie redeten umständlich, wirkten so schwach und sogar ängstlich.

Wenn er nur wüßte, was er tun konnte, um ihnen zu helfen. Sie durch den Dschungel zu führen war nicht genug. Das konnte jeder, der auf Lafayette geboren war. Aber es schmerzte den Cajun, daß sie so litten und immer mehr zu seelischen und körperlichen Wracks wurden. Drei Opfer des Wahnsinns hatte es bereits gegeben.

Was waren das nur für Wesen, denen der Schmerz anderer völlig gleichgültig war, ja, die ihn sogar selbst absichtlich verursachten?

Sollte er, als einziger Immuner, versuchen mit ihnen zu reden? Aber würden sie ihm überhaupt zuhören, einem närrischen alten Mann, der nicht mehr alle Sinne beisammen hatte?

Joseph wußte genau, daß etwas mit ihm geschehen war, seit seinem Unfall. Diese Erinnerungslücken, die seltsamen Träume.

Manchmal, wenn er ein Gespräch zwischen Michael und Dewey mitbekam, begriff er nur zu deutlich,

daß er nicht mehr derselbe war. Daß er früher zwar große Dinge geleistet hatte, daß das jetzt jedoch für immer vorbei war. Da half es auch nicht, den Schmerz der Gedanken in die Alpträume der Nacht zu verdrängen.

Seine heitere Wesensart ließ es jedoch nicht zu, daß er sich allzulange mit diesen Dingen befaßte. Er vergaß sie wieder und wandte sich den für ihn wichtigeren Dingen zu.

Joseph ging über vieles mit einer Leichtigkeit hinweg, über die andere ihre gebildeten Köpfe schüttelten. Sie konnten nicht wissen, daß das der einzige Weg für ihn war, zu überleben.

Der alte Beausoleil liebte das Leben, und er war glücklich, am Leben zu sein. Dankbar für jeden Tag.

Er wußte, daß er vieles vergessen hatte und vieles nicht mehr begreifen konnte. Alles, was ihm geblieben war, war seine Musik und die Erinnerung an die Historie Terras, mit der er sich seit frühester Kindheit beschäftigt hatte und die untrennbar mit der Musik verbunden war.

Und Pepe. Er liebte den Jungen, als sei er sein eigener Sohn; den Unterschied zog er schon lange nicht mehr. Pepe war das einzige Wesen, das seinen Schutz brauchte, für das er sorgen konnte und das ihn ernst nahm.

Pepe liebte ihn, was beinahe genauso wichtig war, er sah in ihm seinen Vater. Manchmal, wenn Pepe schlechte Träume hatte und nach seinem Vater rief, war Joseph bei ihm. Dann kam es beiden so vor, als wären sie schon immer zusammengewesen, als wären sie wirklich Vater und Sohn.

“Joseph, ist alles in Ordnung mit dir?” erklang eine sanfte Stimme in seine aufgewühlten Gedanken.

Joseph sah Anja in die Augen. Sie sah müde aus, und doch hatte sie immer, noch Zeit für andere. Er umschloß ihre leicht zitternde, feuchte Hand fest mit seinen beiden Händen.

“Weißt du, Michael und du ... ihr solltet mehr Zeit miteinander verbringen”, sagte er statt einer Antwort. Sie lächelte ein wenig verlegen. “Meinst du wirklich?”

“Ja. Ihr versteht euch schon lange sehr gut, und ich merke, daß da mehr zwischen euch ist. Wenn das hier vorüber ist, solltet ihr darüber nachdenken. Ich kenne Michael schon sehr lange, weißt du, und im Grunde ist er ein recht anständiger Kerl, trotz seines Leichtsinns. Wir sollten Camp Mirage wieder aufbauen.”

“Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Wenn wir genügend Zuschüsse bekommen, müßte das möglich sein. Es gibt noch viel zu erforschen, Joseph, und ich möchte nicht weg von Lafayette.”

“Ein Grund mehr”, meinte er.

“Wir müssen weiter”, mahnte sie.

*

Nach etwas mehr als zehn Kilometern stießen die Menschen auf seltsame kuppelförmige Bauwerke, jedes mit einem Durchmesser von etwa fünfzehn Metern und sieben Meter Höhe. Wie das 450 Meter lange Raumschiff waren auch sie mit einer Unzahl von stachelartigen Auswüchsen bedeckt: Antennen, die ständig vibrierten, orteten und sondierten.

Zwischen ihnen flogen drei Meter hohe Eier herum, deren Antennen wie dicke, nervös zitternde Fühler wirkten. Diese fliegenden Eier hielten abwechselnd bei der einen Kuppel an, taten etwas nicht Sichtbares und flogen dann weiter zur nächsten Kuppel, immer hin und her. Manche entfernten sich auch plötzlich von den Kuppeln und flogen zu weiter entfernten, unbekannten Zielen.

“Was ist das?” flüsterte Aaron Cremer leichenblaß.

In diesem Moment tauchte plötzlich ein Ei summend und äußerst bedrohlich vor der kleinen Gruppe auf.

Joseph Broussard reagierte sofort; etwas von dem tollkühnen Haudegen lebte in ihm wieder auf. Er riß in atemberaubender Geschwindigkeit seinen Kombistrahler hoch und eröffnete das Feuer.

Bevor die anderen auch nur blinzeln konnten, war der Spuk schon vorbei. So schnell und unerwartet, wie das Ei aufgetaucht war, stürzte es getroffen ab und landete im Sumpf.

Ein Riß zeigte sich dabei, der rasch weiter aufklaffte, und aus diesem quoll etwas hervor. Etwas grünfarbiges Organisches, jedoch vollkommen Unkenntliches. Es zuckte, bebte und zitterte, dann zerfloß es zu stinkendem grünen Brei, von dem Dampf aufstieg.

Joseph hörte, wie sich einige Wissenschaftler übergaben. Er feuerte erneut, so lange, bis das Ei explodierte und mit ihm diese gräßliche Masse. Dann machte er, daß er wegkam; die anderen folgten ihm automatisch, wie blind.

Der Cajun suchte Deckung in einem %dichten Baumbestand, der einigermaßen trocken war, und sammelte seine Gefährten.

“Diese ... Eier waren bemannt”, stieß Michael Doucet stockend hervor. “Großer Gott, was sind das nur für Wesen?”

Niemand hatte mehr erkennen können als diese breiige, zuckende Masse von grüner Farbe. Im Augenblick schien auch keiner Wert darauf zu legen, mehr davon zu sichteten.

“Zumindest wissen wir jetzt, daß in diesen Eiern Wesen sind”, sagte Anja Shriver leise. “Es sind also tatsächlich absolut fremde Intelligenzen auf Lafayette gelandet.”

“Ob das anderswo auch so ist?”

“Bestimmt. Sie werden sich nicht gerade einen so unwichtigen Planeten wie Lafayette allein aussuchen.”

“Aber warum überhaupt? Was haben wir hier, das ihr Interesse erweckt?”

“Sie sind sehr fremd und kommen garantiert aus keinem uns bekannten System der Milchstraße”, schloß Aaron Cremer die Diskussion. “Die Frage ist, wie gehen wir jetzt weiter vor? Sollen wir versuchen, mit ihnen in Kontakt zu treten, indem wir zu einem dieser Kuppelbauwerke gehen?”

“Das beste wäre es. Ich hoffe nur, daß das noch möglich ist, nachdem wir eines der Eier abgeschossen haben”, meinte Anja.

“Wenn sie ausreichend intelligent sind, werden sie das als Reaktion aus Notwehr anerkennen”, brummte Michael Doucet. “Laßt uns gehen.”

Pepe, der oben in einem Baum hockte und die Umgebung beobachtet hatte, meldete lakonisch: “Zu spät.”

8.

Wie Vieh

Wenige Minuten nach dem Vorfall waren nur zwei Eier zu der Unfallstelle geflogen und hatten sie untersucht, ohne zu landen. Dann wurden es rasch mehr.

Pepe hatte gesehen, wie sie zielsicher das Sumpfland in einem Radius von dreihundert Metern umzingelten, und erkannt, daß jede weitere Flucht aussichtslos war. Er war ein echtes Waldkind, das sich auf animalische Instinkte verließ und dadurch auch das Verhalten von Rudeljägern genau kannte. Keine Beute konnte einem Rudel entkommen, wenn sie erst einmal gesichtet und eingekreist war.

Zusätzlich sorgten die fliegenden Eier dafür, die Beute aus dem Versteck zu jagen, indem sie das gesamte Sumpfgebiet in gewissen Abständen mit tödlichen Strahlen eindeckten und in eine rauchende Wüste verwandelten.

Deshalb hatte Pepe seine Freunde nicht rechtzeitig gewarnt. Sie konnten ohnehin nichts mehr tun als zu versuchen, in Kontakt mit den Fremden zu treten.

Langsam zogen diese den Kreis enger. Inzwischen waren auch das Fallen der Bäume, das prasselnde Feuer, die fliehenden Tiere zu hören und zu sehen.

“Zu den Bauten!” drängte Joseph Broussard.

Der Cajun vertraute nicht darauf, daß die Besatzungen der Eier verhandlungsbereit waren. Vielleicht waren sie nur Soldaten, die rein auf Befehl handelten, ohne Eigeninitiative zu entwickeln. Die Wesen in den Bauten mußten andere sein, Vorgesetzte, vielleicht gar Wissenschaftler. Und dort wurde auch nicht gefeuert.

Nur knapp über dem Boden schwiebte die Gruppe auf die Bauten zu, gefolgt von den Eiern, die, sobald sie die Terraner gesichtet hatten, das Feuer einstellten und die Formation sofort öffneten. Die Eier um die

Bauten zogen sich an die Seiten und in den Rücken der Menschen zurück. Es schien, als wollten die Eier sie geradezu in die zunächst freiwillig erwählte Richtung drängen.

“Warum?” rief Dewey Balfa einmal.

“Sie treiben uns”, antwortete Aaron Cremer grimmig, “genau dahin, wo sie uns haben wollen.”

Eine Umkehr war unmöglich. Die fliegenden Eier würden sie sofort unter Beschuß nehmen, das war ihnen allen klar.

Und es wurde noch schrecklicher.

Joseph sah, wie seine Freunde plötzlich merkwürdige Verrenkungen ausführten. Antigravaggregate und Schutzanzüge funktionierten weiterhin und hielten die Menschen in Schwebflug, aber sie selbst hielten sich nicht ruhig.

Sie zuckten, krümmten sich, begannen laut zu schreien. Selbst Pepe wurde davon betroffen.

Sie haben die Strahlung verstärkt, dachte Joseph. Sie wollen uns genau dahin bringen, wohin wir sowieso schon laufen.

“Hört auf damit!” schrie er seine Gefährten an. “Ihr macht es nur schlimmer!”

Aber sie hörten nicht auf ihn. Ein wirres Durcheinander brach aus, als sie im Zickzack zu fliegen begannen und abstürzten.

Einige schafften es, sich aus dem Knäuel zu befreien. Sie versuchten zu fliehen, irgendwohin in die Bäume hinein. Sofort waren zwei Eier über ihnen und begannen ohne lang zu fackeln zu feuern.

Joseph begriff, daß dieser Moment seine einzige Chance war. Er war immun, das Chaos auf der Lichtung unübersichtlich, die Eier konzentrierten sich darauf, die wenigen Fliehenden abzuschießen. Die übrigen fliegenden Eier waren weitgehend durch die hohen Bäume verdeckt.

Der Veteran überlegte nicht lange, die Deckung war vielleicht acht Meter von ihm entfernt, und er hatte sich ohnehin stets ein ganzes Stück hinter den anderen befunden; nur Pepe war noch an seiner Seite.

Er deaktivierte seine Antigravaggregate, um keine Emissionsspur zu hinterlassen, packte Pepe, der genauso wie die anderen um sich schlug, versetzte ihm einen gewaltigen Kinnhaken, deaktivierte auch dessen Aggregate und riß ihn mit sich mit.

Aus dem Augenwinkel bemerkte Joseph, daß auch Bunny, der sich am Schluß befunden hatte, plötzlich ausscherte und ihm nachfolgte.

In für sein Alter beeindruckender Höchstgeschwindigkeit schoß der Mann mit dem bewußtlosen Jungen durch das Unterholz. Er betete darum, nicht plötzlich auf einen Baum zu prallen. Erst nach etwa hundert Metern und mehreren Haken wagte er, anzuhalten und die Lage zu überschauen.

Die Eier flogen außer Sichtweite über den Bäumen hinweg; er konnte das merkwürdige Summen ihres Antriebs hören. Sie beachteten ihn nicht, kein Beschuß erfolgte.

Pepe war weiterhin bewußtlos. Wahrscheinlich konnten sie ihn nicht anmessen. Bunny und er selbst waren ja nicht angreifbar.

Mit einem Seufzer der Erleichterung stieß Joseph den angehaltenen Atem aus. Natürlich hatte er nicht vor, seine Gefährten im Stich zu lassen.

Es war aber besser, aus dem Hintergrund heraus zu handeln, sollte es überhaupt irgend eine Chance geben. Sich genauso wie sie abknallen zu lassen, war jedenfalls keine Unterstützung.

Er wartete noch eine Weile ab und folgte dann den fliegenden Eiern, die seine laut schreienden Gefährten vor sich hertrieben; sehr langsam jetzt durch die verstärkte Qual, aber weiterhin in eine bestimmte Richtung.

*

Aaron Cremer kam langsam zu sich. Er sah, wohin sie gejagt wurden.

Durch den feuchten Dunst des Regenwalds erblickte er undeutlich die großen Umrisse eines fremden Objektes, das ganz und gar nicht in die Sümpfe gehörte. Es entsprach dem Bild jenes Stachelraumers, das Anja

gezeigt hatte.

Durch die unmittelbare Nähe wirkte das Schiff unheimlich. Düster und abweisend lauerte es wie ein monströses Wesen im Sumpf auf unvorsichtige Beute—die Terraner.

“Verdammt!” stieß der Kommandant zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Das nahe Schiff und die Erkenntnis, was mit ihnen wohl geschehen sollte, verschaffte ihm einigermaßen wieder Klarheit in seinen Gedanken. Er schüttelte den Schmerz ab.

Möglicherweise hatte die Strahlungsintensität wieder nachgelassen, denn seine Leidensgefährten kamen ebenso allmählich zu sich.

“Sie wollen uns verschiffen, wohin und für welchen Zweck auch immer!” rief Aaron Bremer. “Keine Chance, mit ihnen zu verhandeln. Die interessieren sich nicht für unser Denken, sie wollen *uns*.”

In der Umgebung des Schiffes herrschte reges Treiben; Roboter luden Geräte und Maschinen aus dem Raumer, unter Überwachung der fliegenden Eier.

Kein Fremdlebewesen ließ sich sehen, nicht einmal im Schutanzug. Eier und Mutterschiff boten keinerlei Sichtlücken, keinerlei Hinweise auf Bewegungen im Innern selbst.

“Wir haben immer noch das schwere Geschütz”, preßte der Mann neben Aaron Cremer hervor.

Anja Shriver unternahm mehrere Versuche, die Fremden zu einer Reaktion zu verleiten. Sie rief, winkte mit den Armen, versuchte die Richtung zu ändern.

Sobald sie das tat, setzte die Psychostrahlung mit verstärkter Wucht ein, die sie alle winselnd und zuckend zu Boden warf.

“Nun?” fragte der Kommandant die Xeno_Biologin, als sie nach dem Angriff, der nur ein paar Sekunden gedauert hatte, wieder zu sich kamen.

Anja nickte. “Das Geschütz.”

Jeder Hoffnungsschimmer war in ihren Augen erloschen. Sie starb lieber, als wie Vieh an Bord dieses Schiffes getrieben zu werden.

Ein Blick zu ihren Leidensgefährten zeigte ihr, daß diese ebenso dachten. Die meisten hatten bereits nach ihren Waffen gegriffen und sie entsichert.

Die bereits ermordeten Gefährten vor Augen, machten sie sich für ihren letzten Kampf bereit. Keiner von ihnen gab sich der Illusion hin, diesen Ort lebend zu verlassen.

Bis plötzlich Dewey Balfa rief: “Verdammt, wo sind Joseph und Pepe? Und Bunny?”

Anja Shriver schwankte einen Moment, sie schien mit einer Ohnmacht zu kämpfen. Michael Doucet war schnell bei ihr und hielt sie mit seinen Armen.

“Nur die Ruhe”, sagte er leise, aber für alle verständlich. “Ich habe gesehen, wie er in Deckung ging. Er hat es geschafft, Freunde. Er wird uns helfen.”

Plötzlich, allein durch diese Mitteilung, machte sich wieder Hoffnung breit; mehrere Augenpaare leuchteten auf.

“Wenn er es schafft, dann wir auch!” rief einer aus Cremers Truppe. “Es mag hohe Verluste geben, aber wir müssen nicht alle sterben! Diejenigen von euch, die sich für einigermaßen fit halten, sollten sich bereit machen für den großen Lauf—and wir andern halten euch den Rücken frei!”

Michael Doucet sah auf Anja Shriver hinunter. Noch immer hielten seine Arme sie fest umfangen.

“Mach dich bereit!” wisperte er.

Sie schüttelte langsam, aber unnachgiebig den Kopf. “Du weißt, daß das unmöglich ist”, erwiederte sie. “Wenn schon, dann—Seite an Seite.”

Er zögerte und nickte dann, plötzlich lächelnd.

“Seite an Seite”, murmelte er.

“Niemand wird fliehen”, donnerte Aaron Cremer dazwischen. “Keiner von uns ist in der Lage, schnell zu rennen. Unsere Feinde brauchen bloß die Strahlungsintensität zu erhöhen. Lassen wir uns nicht abknallen wie die Hasen, nur wegen der trügerischen Aussicht auf eine Deckung! Wahrscheinlich warten sie nur darauf, um auch den Rest Urwald um uns herum zu verdampfen. Damit gefährden wir auch Joseph; er ist der einzige,

der die anderen rechtzeitig warnen und in Sicherheit bringen kann! Diese Dreckskerle warten doch nur darauf, daß sie mit uns Katz und Maus spielen können—aber diesmal haben sie die Rechnung ohne uns gemacht! Sie haben gezeigt, daß sie verwundbar sind, obwohl sie sich uns überlegen fühlen! Wir mögen in der Minderzahl sein, aber wir können sie empfindlich treffen! Also, wehrt euch, mit allem, was ihr habt! Denkt an die anderen auf Lafayette—vielleicht können wir ihnen helfen, indem wir so viele wie möglich vernichten!”

Obwohl diese Aktionen nicht unbeobachtet geblieben sein konnten, reagierten die fliegenden Eier nicht. Offenbar nahmen sie die lächerlichen Versuche, sich gegen die Fremden zu wehren, nicht ernst.

“Bleibt stehen!” forderte Aaron Cremer die Frauen und Männer auf. “Formiert euch im Kreis, jeder gibt dem anderen Deckung. Marco, du übernimmst das Geschütz und feuert auf das Schiff. Versuch, die offene Laderampe zu treffen! Auf mein Kommando legen alle los—Dauerfeuer!”

Bevor der nächste unerträgliche Schwall Psychostrahlung einsetzen konnte, hatten sich die Terraner versammelt und die Waffen entsichert. Auf Aaron Cremers Kommando feuerten sie gesammelt los.

Die nächstpositionierten Eier wurden als erste abgeschossen, der junge Mann namens Marco gab eine Salve auf die Laderampe ab. Tatsächlich erzeugten sie so etwas wie einen Überraschungseffekt.

Die Eier brauchten eine Weile, um die richtige Position für das Gegenfeuer einzunehmen.

Marcos Salve schlug voll ein, mehrere Roboter wurden zerfetzt. Die bizarren Geräte fielen zu Boden, und aus dem Inneren des Schiffs schoß eine grelle Stichflamme hervor, begleitet von schwarzem Qualm.

Die Terraner achteten nicht auf Erfolge, sie gaben weiterhin Dauerfeuer. Ihnen blieb nur eine Chance, wenn sie so viele wie möglich mitnahmen.

Aber die Übermacht war zu groß. Trotz ihrer eigenen hohen Verluste machten die Eier sich nicht einmal sonderliche Mühe, breitfächrig alles zu zerstrahlen.

Im Gegenteil, die Lebewesen darin schienen sich eher ein Vergnügen daraus zu machen, die Terraner einen nach dem anderen abzuschießen.

Als ersten erwischte es Marco.

Und dann ging es der Reihe nach weiter. Die Terraner schossen, die Eier schossen zurück, und beide Seiten trafen.

Das Schlachtfeld war bald kaum mehr zu überschauen. Dazwischen irrten kopflose Roboter umher, teils beschädigt, teils führungslos.

Aaron Cremer war nicht so leicht zu erwischen. Er konzentrierte sich so stark auf den Kampf, daß er fast zu seiner früheren Hochform auflief.

Er bewegte sich schnell und erzielte gute Treffer. Aber den Tod seiner Gefährten konnte er nicht verhindern.

Das brachte ihn schließlich zur Raserei. Er brüllte wie ein verwundeter Bulle und raste über den Kampfplatz.

Einmal rannte er versehentlich Anja Shriver um, die ihm unversehens in den Weg taumelte. Das rettete ihr das Leben. ‘

Der Strahlschuß aus einem angreifenden Ei ging daneben. Der Kommandant lachte laut auf. Ohne auf die Xeno_Biologin zu achten, die sich mühsam hochrappelte und nach ihrem Kombistrahler griff, lief er weiter, um das nächste Ei aufs Korn zu nehmen.

Er verhielt nur kurz, um ein Ei anzuvisieren, und feuerte dann.

Im selben Moment wurde er von einem feindlichen Strahl getroffen. Aaron Cremer ging in einer Feuerlohe auf.

9.

Noch einmal

“Großer Gott”, flüsterte Joseph Broussard in seinem Versteck.

Er war froh, daß Pepe das Gemetzel nicht mit ansehen mußte. Das Betäubungsmittel, das er ihm verabreicht hatte, wirkte weiterhin, der Junge war noch bewußtlos.

Joseph war die ganze Zeit hin_ und hergerissen. Sollte er sich ebenfalls in das Kampfgetümmel werfen, um seine Freunde zu verteidigen? Oder sollte er bei Pepe bleiben und ihn beschützen?

Im Grunde war es keine Frage. *Er konnte gar nichts tun.*

Seine Freunde hatten nicht die geringste Chance, und auch ihm wäre es nicht anders ergangen. Das hätte niemandem etwas genutzt.

Hilflos maßte er mit ansehen, wie sie der Reihe nach fielen, wie die Gegenwehr immer geringer wurde. Zuletzt sah er Anja Shriver taumeln und fallen, nicht weit von Michael Doucet, der kurz vor ihr zusammengebrochen war.

Sie versuchte, nach seiner Hand zu greifen, schaffte es aber nicht mehr. Ein kurzer Schauer durchlief ihren Körper, dann lag sie still.

Joseph biß sich die Lippen blutig, er bebte am ganzen Körper, um nicht laut schreiend hinauszulaufen, wild um sich zu schießen und gleich darauf genauso tot zu sein wie die anderen.

Pepe! Ich muß an Pepe denken. Und an die anderen.

“Schlage Rückzug vor”, schnarrte Bunny neben ihm. “Können nichts mehr tun. Schießen zwecklos. Verrät nur Position. Müssen andere warnen.”

“Du hast recht.”

Er aktivierte die Antigravs und schwiebte halb, halb lief er dicht über dem Boden mit dem Jungen davon. Er wurde nicht verfolgt; wie bisher blieben er, Pepe und Bunny völlig unbeachtet.

Joseph brauchte sehr lange, da er seine Deckung nicht verlassen wollte, und wurde schließlich von der Dämmerung überrascht. Es hatte keinen Sinn, weiterzugehen.

Auf Bunny wollte er sich lieber nicht verlassen, obwohl der Roboter versicherte, genau orientiert zu sein. Aber das behauptete er ebenso über den Zustand seiner Prallfelder.

Der geborene Lafayetter fühlte sich in der Wildnis sehr sicher, und er hatte keinerlei Bedenken, den Rückweg zu finden, auch wenn er dabei Umwege und geschützte Pfade benutzen maßte—aber nicht in der Nacht.

Nur ein Verrückter würde sich nachts durch die Sümpfe wagen, selbst wenn er Lampen und Waffen bei sich trug. Selbst wenn die Tiere wie hier geflohen waren, gab es immer noch unzählige tückische Sumpflöcher und Fallen, dazu giftige, nachtaktive Pflanzen, die bei der leisesten Berührung ihre Peitschenschlingen auswarfen und den Unvorsichtigen fesselten und lähmten.

Es blieb dem Cajun nichts anderes übrig, als die Nacht im Freien zu verbringen. Er verabreichte Pepe erneut eine Dosis Schlaf, beauftragte Bunny, Wache zu halten, und kauerte sich dann zu einem unruhigen Schlummer zusammen.

*

Joseph erwachte früh, gerade als die Dämmerung einsetzte. Pepe schlief tief und fest, und Joseph sorgte dafür, daß es dabei blieb. Er wollte den Jungen erst im Lager wieder aufwecken und ihm die bittere Nachricht schonend beibringen.

Er war sich ja selbst noch nicht sicher, ob er das alles nicht geträumt hatte. Die vergangenen beiden Tage kamen ihm wie ein furchtbarer Alptraum vor, aus dem er so schnell wie möglich erwachen mußte.

Bis jetzt war das noch nicht der Fall.

Für einen Moment kam ihm zu Bewußtsein, daß er seine beiden besten und ältesten Freunde im Verlauf weniger Sekunden verloren hatte. Nun gab es niemanden mehr, der mit ihm die Erinnerungen an die Vergangenheit auf der BASIS teilen konnte, ihn als Märchenerzähler entlarvte und laut mit ihm lachte.

Und Anja ...

Nein! Nein, nein, nein, nein, nein.

Nicht jetzt darüber nachdenken. Nicht den Schmerz zur Oberfläche des Bewußtseins durchdringen lassen. Nicht jetzt. Pepe. Du mußt an Pepe denken.

Er rappelte sich auf, aktivierte die Antigravs und machte sich auf den Weg.

Alle paar hundert Meter hielt er an und sicherte in alle Richtungen, aber alles war still und ruhig. Keine Spur von den Fremden, keine fliegenden Eier.

Wie merkwürdig sie sich verhielten.

Vielleicht aber gab es einen Grund dafür.

Wenn sie das Lager schon entdeckt hatten, gab es doch keinen Grund mehr ...

Lähmende Angst umschloß Joseph Broussards Kehle, und er rang schwer nach Atem.

Nein. Das ergab keinen Sinn. Bisher hatten die Fremden nur am Tag angegriffen, und sie hatten sich jedesmal viel Zeit gelassen. Vermutlich waren sie jetzt noch dabei, die Verluste zu zählen und das weitere Vorgehen zu planen.

Was sie mit den Leichen der Terraner anstellen würden, wollte Joseph sich nicht ausmalen.

“Bunny, wie hoch siehst du die Wahrscheinlichkeit, daß wir zu spät kommen?” wandte er sich statt dessen an den Roboter.

“Welche Wahrscheinlichkeit?”

“Ich meine, daß die Fremden vor uns da waren?”

“Diese Frage ist nicht sinnvoll und erfordert keine logische Antwort.”

Bunny richtete seine drei Stieläugen nach vorn und schwebte würdevoll voran. Gleich darauf machte er einen Sprung, als hätte er Schluckauf.

“Ach Bunny”, flüsterte Joseph. “Guter, alter Bunny.”

Wieder sah er die lachenden Gesichter seiner Freunde vor sich, am letzten Abend, bevor die heile Welt zerbrochen war. Anja im Arm von Michael, wie sie sich von ihm zu den Klängen der Musik davontragen ließ, wie sie miteinander scherzten, allmählich zueinanderfanden.

Bei allen Sternen der Galaxis, ich muß Hilfe holen, bevor ich auch noch die anderen verliere! Wo soll ich noch hin, wenn Lafayette nicht mehr ist? Warum verfolgen mich Leid und Tod noch bis hierher? Ich will doch nur in Frieden leben. Ich bin ein alter Mann, mein Verstand ist weitgehend zerstört, und nun verliere ich wieder ein Leben ... Wo seid ihr, meine Gefährten von der BASIS? Wißt ihr nicht, wie es um uns steht? Sind die Unsterblichen schon so weit von allem entfernt, daß sie den Aufschrei eines ganzen Planeten nicht mehr hören können?

Du bist ungerecht, ermahnte er sich sofort selbst. Wenn die Fremden hier das erste Mal aufgetaucht sind, wie sollen sie dann davon wissen? Du weißt es doch auch erst seit ein paar Tagen.

Aber es ist eine große Gefahr im Anzug, ich weiß es genau. Sie werden sich nicht auf Lafayette beschränken, nein, ganz sicher nicht. Ich muß sie warnen!

6. Dezember, 13.22 Uhr

“Joseph kommt zurück!”

Der Aufschrei brachte alle auf die Beine. Sie stürzten auf ihn zu, viele umarmten ihn, allen voran Fran Duret, die zum ersten Mal öffentlich die Fassung verlor und weinte.

Aber es blieb nicht bei diesen Freudentränen.

Der erste Schock machte sich rasch breit. Sie sahen, daß Joseph allein war, den bewußtlosen Pepe trug und nur noch von Bunny begleitet wurde. Die zaghafte Frage, ob er nur die Vorhut sei, konnte er nicht beantworten.

Nicht so, wie sie es sich wünschten.

Der Cajun berichtete in knappen, dennoch bewegten Worten. Er konnte seine Fassung selbst nur mühsam wahren.

Sie sahen alle blaß und ausgezehrt aus, die fiebrigen Augen lagen tief in den Höhlen. Sie litten entsetzliche Qualen, hatten sich inzwischen jedoch schon so sehr daran gewöhnt, daß sie weiterarbeiten konnten.

“Wenigstens haben wir ein paar Aufzeichnungen; Bunny hat sich weiter vorgewagt als ich und soviel wie möglich von den Fremden aufgenommen. Diese Aufzeichnungen müssen wir später auswerten, jetzt haben wir keine Zeit mehr. Wir müssen sofort los”, schloß Joseph Broussard seinen Bericht. “Sind die Shifts bereit?”

“Ja, wir können abfliegen”, lautete die Antwort.

Alle packten in größter Hast ihre Sachen zusammen.

Unterdessen brachte der ehemalige Beausoleil Pepe zu sich.

“Wie geht’s dir, Junge?”

“Gut, denke ich. Aber was ist denn passiert? Wieso bin ich schon wieder im Lager?”

“Du bist unter dem Druck zusammengesbrochen, und ich habe dir ein Schlafmittel verabreicht. Wir mußten sehr schnell umkehren, da wir angegriffen wurden. Jetzt sehen wir zu, daß wir wegkommen. Glaubst du, du kannst fliegen?”

“Natürlich, ich fühle mich völlig ausgeschlafen. Wo ist Anja?”

Joseph schluckte und wandte den Kopf ab. “Sie ist schon im Shift, zusammen mit den anderen, die mit uns gegangen sind. Sie waren sehr erschöpft. Komm jetzt, wir müssen los.”

Die letzten waren gerade eingestiegen und schlossen die Shifts. Pepe lief zu seinem Gleiter, gefolgt von Bunny.

“Ich starte als erster!” rief er Joseph über die Schulter zu.

Der Cajun wollte ihn davon abhalten, aber er war bereits eingestiegen und ließ den Antrieb hochfahren.

“Mach’s gut, Kleiner”, brummte er. “Und paß mir auf Bunny auf! Er ist für uns sehr wertvoll geworden.”

Er lief zu seinem eigenen Gleiter und winkte zu den beiden Shifts. Er konnte sie rasch einholen.

Die beiden Shifts erhoben sich sogar noch vor Pepe. Joseph wollte gerade einsteigen, als das Inferno begann.

*

Joseph Broussard hörte ein Summen, das rasch näher kam, und fühlte, wie das Blut aus seinem Gesicht, seinen Armen und Beinen wich.

“Nein!” schrie er.

Drei der zwanzig Meter langen, flachen Stachlerschiffe, die Camp Mirage zerstört hatten, schwebten direkt über der kleinen Lichtung und schossen auf die beiden Shifts, die sich gerade im Start befanden.

Die Macht der ersten Explosion warf Joseph um. Er spürte, wie die sengende Hitze eines Strahlschusses dicht über ihn hinwegschoß und voll auf seinen Gleiter prallte. Das Heck des Gleiters explodierte mit einem gewaltigen Knall, dessen Wucht Joseph ein zweites Mal umherwirbelte wie ein welkes Blatt.

Wie durch ein Wunder geschah ihm jedoch nichts. Er entging sogar den glühenden Metallteilen, die in alle Richtungen spritzten.

Joseph rappelte sich auf und rannte auf die schützende Baumdeckung zu. Er bekam noch mit, daß Pepe einen Blitzstart hinlegte, senkrecht an den zusammengeschossenen Shifts vorbei nach oben Schoß und beschleunigte.

Doch der Junge kam nicht weit. Schon der erste Schuß aus einer der Flundern traf ihn.

Der Gleiter stürzte kreischend und jaulend irgendwo hinter den Bäumen ab.

Joseph rannte, bis ihm die Luft ausging, immer tiefer in den Sumpf hinein, ins dornigste Dickicht, wo er sich schließlich verbarg.

Kein Stachler folgte ihm, wie bisher auch. Möglicherweise hatten sie seine Flucht nicht bemerkt, vielleicht konnten sie ihn nicht anpeilen.

Sie hatten auch so noch genug zu tun.

Diesmal leisteten sie ganze Arbeit. Keine Spielchen wie am vorigen Tag mit den fliegenden Eiern, wo die Menschen einer nach dem anderen erschossen worden waren wie bei einem Wettkampf.

Die Besatzungen der Flunderschiffe machten sich nun keinen Spaß, sondern gingen hart und kompromißlos vor, wie Maschinen. Vielleicht waren diese Schiffe gar nicht bemannnt ...

“Aufhören”, klagte Joseph Broussard.

Der ehemalige Beausoleil kauerte sich in seinem Versteck zusammen, schloß die Augen und hielt sich die Ohren zu.

“Aufhören, es soll aufhören, bitte laß es aufhören ...”, stammelte er.

Aber es hörte nicht auf. Eine halbe Ewigkeit, wie es schien.

Irgendwann konnte der alte Cajun den Lärm, den Gestank, die selbst bis in sein Versteck herüberwallende Hitze nicht mehr ertragen.

In seinem Verstand schaltete sich etwas ab, und Dunkelheit umfing ihn.

10.

Dunkler Morgen

Als Joseph Broussard jr. wieder zu sich kam, herrschte Nacht. Der Boden unter ihm war unangenehm feucht und kalt, ebenso seine Kleidung.

Ein kühler Wind wehte von der Lichtung herüber. Kein Busch, kein Baum konnte die kühle Nachtluft mehr auffangen, aufwärmen und mit Feuchtigkeit durchtränken.

Joseph stand langsam auf und wankte aus dem Wald hinaus. Obwohl es Nacht war, war es nicht ganz finster.

Von der Lichtung, wo sich das Lager befunden hatte, leuchteten vereinzelte Feuerstellen bis zu ihm herüber. Als er die Lichtung schließlich erreicht hatte, blieb er atemlos stehen.

Vor ihm lag ein Feld des Grauens, eine rauchende und noch immer brennende Lichtung des Todes. Weder von den Shifts noch von einem Lebewesen war eine Spur zu entdecken. Nicht einmal mehr Knochen, ein Kleidungsstück oder ein Ausrüstungsgegenstand.

Ausgelöscht.

Joseph sank nach vorn auf die Knie und übergab sich, sein Schluchzen vermischtet sich mit den würgenden Geräuschen aus seiner gequälten Kehle. Schweiß und Tränen bedeckten sein Gesicht mit einem feuchten Film. Er konnte nicht aufhören, sein Magen krampfte sich immer noch weiter zusammen, obwohl er nicht einmal mehr Flüssigkeit hervorbringen konnte.

Schluchzend und wimmernd brach der einstmals verwegene Abenteurer und Anführer der Beausoleils zusammen, rollte sich wie ein Igel und versuchte sich an sich selbst festzuhalten. Er hatte schon viel Tod und Vernichtung gesehen, im Verlauf der Coma_Expedition sehr viele seiner Freunde verloren, aber nichts ließ sich für ihn mit dem vergleichen, was hier geschehen war.

Die Stachler waren mit einer unvorstellbaren Grausamkeit vorgegangen.

Diese unbekannten Wesen hatten offenbar keine fremden Moralvorstellungen; sie besaßen überhaupt keine Moral. Nicht ein einziges Mal war der Versuch einer Kontaktaufnahme unternommen worden.

Die Menschen waren abgeschlachtet worden wie Vieh. Mit ihnen war zugleich die gesamte Umwelt vernichtet worden, Pflanzen und Tiere, das Leben an sich.

Sie waren alle tot. Kein einziger hatte überlebt.

Joseph Broussard suchte dennoch die ganze Nacht nach ihnen. Immer wieder rief er Namen, durchkämmte mehrmals dasselbe Gebiet, weil er glaubte, dort etwas gesehen zu haben. Er schrie, bis er heiser war.

Niemand antwortete ihm. Nicht einmal der Dschungel. Die Tiere, die hier gelebt hatten und entkommen konnten, waren weit geflohen. Es würde sehr lange brauchen, bis sich wieder Leben hierherwagen würde.

Schließlich sah Joseph ein, daß es keinen Sinn mehr hatte, weiter zu trauern und zu klagen. Er war allein. Er mußte zusehen, daß er allein nach Swamp City kam, um von dort aus nach Hilfezurufen.

Wenn die Stadt nicht auch komplett eingeäschert worden war, gab es einen Weg. Es gab immer einen Weg.

Seine Tränen trockneten langsam, der Kummer zog sich in ihn zurück, und er faßte sich. Es hatte keinen Sinn, sich selbst aufzugeben.

Joseph hatte den Tod seiner Gefährten nicht verhindern können. Er mußte froh sein, daß er noch am Leben war, denn so konnte er sie wenigstens eines Tages rächen. Ein Ziel war gefunden, und den Toten konnte mit Trauer nicht mehr geholfen werden.

Er kehrte zu seinem zerstörten Gleiter zurück, holte Waffen und Ausrüstung, die er auf dem Marsch durch die Sümpfe brauchen würde. Seinen Rucksack hatte er seit dem Aufbruch von Camp Mirage nicht abgelegt, ebenso hingen die Antigravaggregate noch um seine Hüften. Sie waren durch die Flucht und die erste Explosion ziemlich in Mitleidenschaft gezogen, würden aber noch eine Weile einigermaßen funktionieren.

Glücklicherweise war auch seine Kleidung noch intakt; sie war am besten für diese Umgebung geeignet.

Der alte Cajun verließ den Gleiter und schlug den Weg nach Nordwesten ein, als er im Augenblick etwas aufblitzen sah. Eine Sternschnuppe, vielleicht, denn als er hinsah, war es weg.

Doch als er weiterging, blitzte es wieder auf. Das bedeutete, daß es sich bewegte.

Joseph blieb stehen 'und strengte seine Augen an. Er hatte keine Furcht, daß die Fremden zurückkamen, um ihn auch noch zu töten. Zum einen war er sicher, daß sie von keinem Überlebenden wüßten, zum anderen hatte er keine Angst mehr vor ihnen. In ihm war alles abgestorben.

Aber da war trotzdem etwas, das nicht in die Symmetrie des Dschungels paßte, das hin und wieder aufblitzte. Aber nicht, weil es sich bewegte, sondern weil es von einem im Wind auf_ und abschwingenden Ast entweder beschattet oder dem Sternenlicht freigegeben wurde. Etwas Großes.

"Pepe", flüsterte Joseph. Dann rannte er los.

*

Der Junge war nach seinem Blitzstart und dem Beschuß mit seinem Gleiter in einen Urwaldriesen hineingerauscht. Er hatte den Baum gefällt und dabei jede Menge Grünzeug mit sich gerissen, das das Wrack nahezu völlig verdeckt hatte.

Ebenso wie bei Joseph hatten die Fremden sich nicht weiter um ihn gekümmert. Sie hatten angenommen, daß er tot war.

Pepe lag auch wie tot da, nicht weit von dem Wrack entfernt, auf dem Erdboden.

Mit einem Schlag erwachten Josephs Lebensgeister wieder. Wenn Pepe noch lebte ...

Er drehte den Jungen vorsichtig um und stützte ihn mit seinen Armen. Der Kopf fiel kraftlos zurück, aber das Genick war nicht gebrochen.

Auch ansonsten schien ihm nichts zu fehlen. Wenn er ihn nur ansehen würde ...

"Pepe, Pepe", flüsterte Joseph sanft, beinahe zärtlich. "Du atmest noch; Junge, das bedeutet, daß du lebst. Ich sehe es, ich fühle deinen Puls. Du lebst! Nun mach die Augen auf und red mit mir. Sag mir, daß es dir gutgeht. Bitte, mein Sohn. Du bist doch alles, was ich noch habe. Laß mich nicht im Stich ..."'

Er redete 'weiter ununterbrochen auf den Jungen ein, streichelte sein Gesicht, seine Arme und schmiegte ihn an sich.

Auf einmal hustete Pepe und schlug die Augen auf. Verwundert blickte er zu Joseph Broussard hoch.

"Jop ... ", hauchte er. "Dann bin ich ja gar nicht tot?"

"Nein", antwortete der Cajun.

Nun konnte er es nicht verhindern, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen. Aber diesmal waren es Freudentränen. Er drückte den Jungen fest an sich.

"Nein, mein Junge, du lebst, und ich lebe auch noch. Wir haben es geschafft!"

Er half dem Jungen aufzustehen und tastete ihn vorsichtig ab.

“Tut dir irgend etwas innen weh?”

Pepe schüttelte den Kopf. “Nur das übliche Kopfsausen und Kribbeln.”

Er hatte ein paar Kratzer, Schrammen und Beulen abbekommen, aber nichts von Bedeutung.

Wahrscheinlich spürte er es nicht einmal.

Während er sich mit dem Gedanken vertraut machte, daß er noch lebte, holte Joseph Pepes wenige Sachen aus dem Wrack, die übriggeblieben waren, untersuchte seinen Antigravgürtel, den auch er nicht abgelegt hatte, und klopfte ihm dann erleichtert auf die Schulter.

“Wir sollten machen, daß wir hier wegkommen, Kleiner. Unterwegs erkläre ich dir alles.”

Pepe nickte. Joseph schlug erneut den Weg nach Nordwesten ein, als er bemerkte, wie ein Schlammtümpel plötzlich brodelte und aufkochte.

“Achtung, ein Serengo”, flüsterte er Pepe zu.

Ein Serengo war ein Fleischfresser, ein schlankes, sehr schnelles Reptil mit messerscharfen Zähnen, das über kurze Strecken hinweg sogar auf zwei Beinen laufen und mit dem vorderen Beinpaar zupacken konnte. Auch für einen Menschen war es nicht vorteilhaft, sich mit diesem Raubtier anzulegen.

Der Cajun zog einen kleinen Handstrahler und wartete in sicherer Position. Erfahrungsgemäß sicherte der Serengo zuerst, bevor er aus dem Wasser herausschnellte. Joseph wollte schießen, sobald sich ein Auge oder ein Nasenloch zeigten würde.

Erneut zeigten sich Blasen auf der Schlammoberfläche, und sie kam heftig in Bewegung.

Joseph wich zwei weitere Meter zurück. Ein Serengo, der einen solchen Aufruhr verursachte, mußte schon ziemlich groß sein.

Plötzlich zeigte sich ein Auge auf der Oberfläche, das auf einem langen Stiel ausgefahren wurde und in alle Richtungen beweglich war.

“Aber Jop”, sagte Pepe verwirrt, “ein Serengo hat doch gar kein solches Stielauge.”

“Keinesfalls”, stimmte Joseph zu und deutete auf das Sumpfloch. “Und schon gar nicht drei.” Er lachte hysterisch und steckte den Strahler ein. “Vor dem brauchen wir uns nicht zu fürchten, Pepe. Das ist Bunny!”

Tatsächlich folgte den drei Stieläugern bald Bunnys zylindrischer Robotkörper, und er hopste ungeschickt an Land.

Er gab einige Zeit ein merkwürdiges Rattern und Klicken von sich und spuckte nacheinander aus seinen Behältern stinkenden Schlamm aus.

Pepe versuchte, ihn äußerlich ein wenig zu säubern.

“Er ist wohl gleich auf Tauchstation gegangen, nachdem wir aus dem Gleiter geflogen sind”, sagte der Junge glücklich.

“In diesem Tümpel gelandet und aus Gründen der Logik geblieben, da waffenlos und im Besitz wertvoller Aufzeichnungen, bis bekannte Stimmen identifiziert wurden”, blubberte Bunny und richtete seine drei ‘Stieläugen’ auf Joseph. “Luft rein?”

“Ja”, antwortete Joseph. “Jetzt ja.”

Das Team war wieder komplett, dachte Joseph bei sich. Welche Ironie, daß ausgerechnet sie drei das Inferno überlebt hatten: der geistig behinderte Pepe, er selbst, nach seinem Unfall auch nicht mehr als ein geistiges Wrack, und der ausrangierte, nicht mehr besonders funktionstüchtige Roboter Bunny.

Ein seltsames Dreigestirn.

“Ein alter Mann, ein infantiler Junge, ein Schrotthaufen”, murmelte er. “Kein Geschichtsschreiber würde so etwas je übernehmen. Nun ja, was soll’s? Machen wir das Beste draus.”

Er schulterte seine Sachen, nickte Pepe zu und ging los. Er hielt es für besser, zunächst die Antigravs nicht zu aktivieren.

Erst später, wenn sie das Gebiet des Massakers weit hinter sich gelassen hatten, wollte er die schnellere Fortbewegungsart wählen.

Und das Laufen durch das unsichere Gelände war im Augenblick besser. Es lenkte von allen Gedanken

*

“Jop?”

Sie marschierten etwa eine Stunde, als Pope zum ersten Mal sprach, vorsichtig und beinahe schüchtern.
“Ja, Kleiner?”

“Du hast es mir bis jetzt nicht gesagt, aber ... Anja ... ist auch tot, nicht wahr?”

“Alle sind tot, Pepe. Sie haben alles dem Erdboden gleichgemacht.. Wir sind die letzten.”

“Denkst du, daß sie ... noch leiden mußte?”

“Nein. Nein, ich glaube nicht. Es ging ja alles sehr schnell.”

Joseph erzählte ihm nicht, daß Anja bereits mit den anderen bei der Erkundung umgekommen war. Er würde Pepe in diesem Punkt niemals die Wahrheit sagen, und das war besser so.

“Ich ... hab’ sie sehr gern gehabt, Jop. Besonders gern. Noch viel lieber als Michael oder Fran oder die anderen. Aber ich hab’s ihr nie gesagt. Ich wünschte, ich könnte ...”

Joseph Broussard verharrte im Schritt und drehte sich zu dem Jungen um. Pepe war stehengeblieben. Er zitterte am ganzen Körper, und aus seinen großen dunklen Augen liefen Tränen.

Joseph nahm Pepe in die Arme, und dann weinte der Junge einige Zeit still an seiner Schulter.

“Sie hat’s gewußt, Pepe”, sagte Joseph schließlich. “Ja, ganz bestimmt hat sie gewußt, daß du sie gern hattest. Weißt du, für solche Gefühle braucht man nicht unbedingt Worte oder Erklärungen. Man weiß einfach, daß sie da sind. Anja war sehr feinfühlig. Du brauchst darüber nicht traurig zu sein. Bewahre sie einfach so in deinem Herzen, wie du sie gekannt hast. Auf diese Weise wird sie einfach immer weiterleben.”

Pepe sah ihn traurig an. “Glaubst du wirklich?”

“Ja, Pepe. Das hat mir meine Mutter einmal gesagt, vor sehr langer Zeit, als ich noch ein Kind war und jemanden verlor, den ich sehr liebte.” Er tippte an seinen Kopf. “Es ist nicht mehr allzuviel in Ordnung da drin, aber manches weiß ich noch.”

“Ich finde, daß du eine Menge Dinge weißt, Jop. Du bist mir viel mehr ein Vater, als mein richtiger es je gewesen war.”

“Danke, Pepe.’ Du bist wirklich ein prima Kerl. Ich werd’ schon dafür sorgen, daß wir heil nach Swamp City kommen, ich versprech’s dir. Bunny ist ja auch noch da, nicht wahr, Bunny?”

“Allzeit bereit”, schnarrte der Roboter und spuckte die nächste Ladung Schlamm aus. “Gehe voran, um den Weg zu sichern. Menschen müssen geschützt werden.”

“Siehst du!” sagte Joseph Broussard jr” und es klang beinahe fröhlich. “Es ist schon fast alles wieder gut.”

Pepe nickte und .wischte die letzten Tränenspuren von seinem Gesicht.

“Ist es schlimm, wenn ich trotzdem noch traurig bin, Jop?”

“Nein, das ist gar nicht schlimm. Solange du dich nicht in deiner Trauer vergräbst und vergißt, daß du lebst. Damit kannst du Anjas Vermächtnis am besten bewahren.—Oh, sieh mal da, die Sonne geht auf!”

Der grauhaarige Cajun deutete nach Osten.

“Wie das leuchtet! Als ob der Dschungel brennt! Ist das nicht herrlich? Das ist Lafayette, Pepe! Deine und meine Heimat! Der schönste Ort des Universums, und ich weiß, wovon ich spreche!”

All sein Kummer, seine Verzweiflung und Verzagtheit waren von ihm abgefallen.

Er war völlig verwandelt.

Der Sonnenaufgang auf seiner geliebten Welt war ein neuer Anfang, rein und unverdorben. Solange es noch solche Sonnenaufgänge gab, gab es Hoffnung, so sah es Joseph Broussard.

So war es stets gewesen: Mit jedem neuen Tag waren seine Lebensgeister neu und jung erwacht, so schrecklich der vergangene Abend, die Nacht auch gewesen sein mochten. Damit hatte er schon vor vielen Jahren das Grauen des Unfalls und die Folgen danach überlebt.

Seine Wesensart ließ es nicht zu, daß er aufgab. Und was das wichtigste war: Pepe war ihm geblieben.

“Laß uns gehen, Kleiner, wir haben eine Menge zu tun. Wir müssen nach Swamp City und Hilfe holen. Ich werde Perry Rhodan persönlich anrufen, irgendeinen Weg werde ich schon finden, ein Hyperfunkignal abzusetzen. Vielleicht ist die Fähre von den LFT-Leuten noch da, und irgendwie bringe ich die schon hoch. Niemals dürfen wir es zulassen, daß diese Stachler Lafayette zerstören!”

“Eigentlich sind wir Helden, nicht wahr, Jop?” fragte Pepe später, nachdem sie eine Weile still gewandert waren. “Ich meine, immerhin haben wir den Angriff der Stachler überstanden, und jetzt werden wir Lafayette retten!”

“Klar sind wir das”, stimmte Joseph Broussard jr. zu. Er zog den Rucksack nach vorn, öffnete ihn und holte die heißgeliebte, unentbehrliche und vor allem unversehrte Geige aus der Schutzverpackung, zeigte sie Pepe mit einem Schmunzeln und begann sie zu stimmen, während er weiterging. “Die paar Gefahren im Sumpf können uns doch nicht schrecken, und die lächerlichen dreieinhalftausend Kilometer Entfernung schon gar nicht.”

“Glaubst du wirklich, daß wir so weit gehen müssen?”

“Nein”, antwortete der Cajun, und ein lebendiges Funkeln trat in seine jung gebliebenen Augen. “Die werden uns schon suchen, und für den Notfall habe ich ein paar Leuchtraketen dabei” Aber zuerst müssen wir den Dschungel hinter uns bringen, vorher besteht nicht die geringste Chance. Und da steht uns schon ‘ne ordentliche Ecke Marsch bevor. Vor allem, weil ich die Antigraus nicht zu oft benutzen will, weißt du, wegen der Ortung der anderen.”

“Das schaffen wir doch!”

“Na klar.”

Die Sonne stieg langsam weiter über die mächtigen Wipfel der Sumpfbäume empor, bohrte sich mit ihren Strahlen unnachgiebig durch das dichte grüne Dach des Dschungels und brachte mit ihrer glühenden Hitze den Schlamm zum Kochen und die Flüsse zum Dampfen.

Es war der Morgen des 7. Dezember 1288 NGZ, als die drei Gefährten im undurchdringlichen Labyrinth von Lafayettes grüner Hölle verschwanden.

ENDE

Igelschiffe in der Galaxis, ein Fremdwesen namens Kummerog mit bisher nicht klar definierten Zielen—die Aktivatorträger spüren, daß eine große Gefahr auf die Menschheitsgalaxis zukommt. Kein Wunder, daß Atlan und seine Partner reagieren ...

Die Aktivitäten Atlans und der GILGAMESCH_Besatzung beschreibt Horst Hoffmann im nächsten PERRY RHODAN Roman unter dein Titel

HETZJAGD DURCH DEN HYPERRAUM